

# Die Paar-Beziehung und die Mitliebenden

Dokumentation der Tagung vom 26./27.06.2009



Vorwort

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer,

es hat etwas gedauert, aber nun ist sie da, die Dokumentation unserer letzten Tagung in Genshagen.

Wir hoffen, dass bei Ihnen angenehme Erinnerungen und vertiefendes Interesse geweckt werden!

Unser Dank gilt den Referentinnen und Referenten, die sich die Mühe gemacht haben, ihre Vorträge noch einmal zu verschriftlichen und uns zur Verfügung zu stellen.

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen mit Ihnen am 11.-12. Juni 2010 (hoffentlich) in Genshagen.

Raimund Rilling

■ Veranstalter

SPi Consult GmbH Bernburger Strasse 27 10963 Berlin

Tel. +49 30 69 00 85 - 0

Fax +49 30 69 00 85 - 85

Email: info@spiconsult.de

Internet: www.spiconsult.de

BBi Genshagen im Schloss 14974 Genshagen

Tel. +49 3378 80 59 12

Fax +49 3378 87 00 13

Email: institut@stiftung-genshagende

Internet: stiftung-genshagende

■ Fotos

Thomas Rase

■ Gestaltung

Katharina Schmitz

## Inhalt

Rolf Joachim Heger/Ludolf Kuchenbuch

Orientierungstext 4

Programm 7

Teilnehmende 8

Mitwirkende 9

Rolf-Joachim Heger

Über die Unvermeidlichkeit des Miteinanders  
in der Unordnung der Verhältnisse 16

Ludolf Kuchenbuch

Die „heilige Familie“ im christlichen Alteuropa.  
Grundlagen und langfristige Wandlungen 26

Karin Hausen

Die Ehe in Angebot und Nachfrage,  
Heiratsanzeigen von 1870 bis 2000 42

Barbara Duden

Freundschaften um 1800 als Alternativbeziehungen 54

Gesine Palmer

Der Tausch 68

Irmela von der Lühe

Die Manns - ein Clan und seine Individuen 80

Günter Burkart

Die Zukunft der Paarbeziehung zwischen  
Repatriarchalisierung und Feminisierung 86



Was ist Polyamory? Im Berliner Tagesspiegel vom 15. 4. 2009 findet sich unter dem Titel „Vielehe“ folgende kurze Nachricht: „Mehrere tausend Niederländer haben sich in den letzten Tagen für die gesetzliche Anerkennung von Vielehen ausgesprochen. Sie unterzeichneten eine entsprechende Petition, die dem Parlament übergeben werden soll. Die Kampagne wurde von einer Gruppe von Künstlern um die Polyamory-Aktivistin Ageeth Veenemans ins Leben gerufen. Unter Polyamory werden Liebesbeziehungen zu mehreren Menschen verstanden. Die Initiatoren sind zuversichtlich, bis September die 40.000 Unterschriften zusammen zu bekommen, die für die Einbringung einer Gesetzesinitiative erforderlich sind“(dpa).

Wir Erwachsenen leben in Zeiten schwieriger, grundsätzlicher Umformungen unserer Beziehungen und Bindungen, den primären wie auch samt aller ihrer Ergänzungen. Wir sind umgeben von Slogans und Aktivitäten auf vielen sozialen Ebenen, die alle am westlichen Normalfall der lebenslangen Nahverhältnisse, nämlich der monogamen Ehe mit ihrer Kernfamilie plus lockerem Verwandtenkreis kratzen. Nicht nur schrumpfende Haushalte, sinkende Kinderzahlen und steigende Scheidungsraten, sondern auch Forderungen wie die obige nach legitimer Bi- oder gar Polygamie und ebenso Phänomene wie die Dinks, die Singles, Schwulen- und Lesben-Ehen, diverse Lebensabschnittspartnerschaften, internationale und interkulturelle Patchwork- sowie Einelternfamilien usf. fordern das traditionelle Modell heraus. Zudem wird durch die aktuelle Neuregelung des Unterhaltsrechts die Werteorientierung von (Ehe-)Beziehungen neu definiert – sind sie also fürderhin immer weniger „Anfang und Gipfel aller Kultur“, wie Goethe vermerkte?

Dem Bündel an neuen Prinzipien für Form und Inhalt des Privat- und Intimmilieus entspricht in Vielem ein Menschenbild, das die Sozialforschung Individualisierung nennt. Es geht um ein auf den Einzelmenschen, egal ob Mann oder Frau, konzentriertes Selbstverständnis und seinen ihm entsprechenden Lebensstil in Domizil und Konsum, Arbeit und Freizeit, Geschlecht und Lebensabschnitt, Lust und Liebe, Denken, Fühlen und Glauben. Da die traditionell selbstverständlichen Rollenzwänge und Freiheiten zunehmend schwinden, ist dieses Individuum ganz in die Komplexität verschiedener und wechselnder Beziehungen und Verbindlichkeiten verstrickt, geht in der flottierenden Ambivalenz zwischen Attraktion und Aversion des bzw. der Anderen, zwischen autonom gewählten und taktisch hingenommenen Privatverhältnissen auf, muss ständig der Reize und Risiken möglicher Einsamkeit gewärtig sein.

Umso wichtiger ist in dieser Situation die aktive Beziehung auf das direkte soziale Umfeld, d. h. die gewählte Hineinnahme der Mitlebenden ins private Leben: der erborenen und erheirateten

Geschwister, Eltern und Verwandten, der schulischen KlassenkameradInnen und der beruflichen KollegInnen, der freizeitlichen Hobbyfreunde, Vereins- und Reisebekanntschaften usf.. All das kulminiert einerseits in der intimen dauerhelichen oder befristeten Zweierbeziehung und profiliert sich andererseits in stetigen Abgrenzungen von all denen, die fremd, unverständlich, verunsichernd erscheinen. Und so wirkt unablässig auch hierbei das Gift der Ambivalenz: All diese Partnerschaften bzw. Kleingruppen sind zugleich Zuflucht wie Gefängnis, sie nehmen den Atem und geben doch Sicherheit.

Ratlos im Beziehungsgeflecht, hin und her gerissen zwischen Einsamkeit und Bindung, zwischen Prinzipien und unterschiedlichsten Kampfzonen: Was tun? Welche Wege führen zum besseren Verständnis dieser komplexen Lage? Ist Lebensänderung angesagt? Und wenn – welche?

Wie stets antworten wir mit zwei Perspektiven: der geschichtlichen Erinnerung und der gegenwartsanalytischen Besinnung.





Für uns haben sich folgende Problemkreise ergeben:

1. Zunächst scheint eine tiefenhistorische Herleitung der Primärbeziehungen gemäß der großen Linien der alteuropäischen Ehe-, Familien- und Verwandtschaftsentwicklung vor der Moderne sinnvoll.

2. Da wir Zeugen, Mittuende und Mitleidende an der Schwelle grundlegender Wandlungen zur Zweiten Moderne sind, verorten wir uns selber gewissermaßen als Zwitter zwischen beiden Epochen, können also die Wirksamkeit sowohl der alten wie der neuen Liebes- Lust-, Leid-, Lohn- und Leistungsprinzipien in uns selber aufrufen, wenn es auslösende Berichte und Gedanken dazu gibt.

Ein zentrales Erinnerungsfeld ist hier der Übergang von der Liebe zur Ehe.

3. Ein alter ‚Widersacher‘ der Zweierbeziehung namens Ehe und seines erborenen Umfelds ist die Freundschaft. Wie oft ist sie wichtiger, beständiger und vielseitiger als die Geschlechtsgemeinschaft, provoziert, dynamisiert und stabilisiert sie. Ohne historisch-systematische Einlassungen auf dieses weite Feld kommt man im Bemühen um ein besseres Verständnis der Lage nicht herum.

4. Lehrreich sind immer wieder prägnante Beispiele für konkrete und eigenartige Lösungen, die nicht nur die Kernproblematik des Ehepaarlichen Schicksals, sondern die auch des ganzen Umfelds der Mitlebenden vor Augen führen. Wir brauchen auch Bilder über die Lösungen der Anderen.

5. Schließlich sollte ein futuristischer Ausblick gewagt werden. Wohin driftet das Konglomerat aus Individualismus, Geschlechtsgleichheit, offenen und interkulturellen Paarverhältnissen; welche Rolle werden dabei alle gestifteten und gewählten Beziehungen spielen?

Unter der Moderation von Rolf Joachim Heger werden Ludolf Kuchenbuch, Karin Hausen, Barbara Duden, Irmela von der Lühe und Günter Burkart Antworten auf diese Fragen geben.

Und: auch die Wort- und Tonpoesie wird erneut mit von der Partie sein – mit Hanns Zischler und Ohpsst.

R. Heger / L. Kuchenbuch, im April 2009

## Programm

Freitag 26.06.2009

Ab 13:00	Anreise und Imbiss
14:00	Ohpsst und Raimund Rilling Begrüßungsfanfare und Willkommen
14:15	Rolf Joachim Heger: Einführung
14:30	Ludolf Kuchenbuch Die heilige Familie – alteuropäische Grundlagen und Entwicklungen
15:30	Karin Hausen Heiratsannoncen 1870– 2000 - Ehen in Angebot und Nachfrage
16:30	Kaffeepause
17:00	Barbara Duden Freundschaft – Metamorphosen einer Alternativbeziehung
18:15	Einchecken im Hotel
19:00	Abendessen
20:15	Hanns Zischler, Gesine Palmer und Ohpsst Lesung und Musik

Samstag, 27.06.2009

09:30	Frohlocken
09:40	Irmela von der Lühe Die Manns – ein Clan und seine Individuen
10:45	Kaffeepause
11:00	Günter Burkart Zur Zukunft der Paarbeziehung zwischen Re-Patriarchalisierung und Feminisierung
12:00	Schlussfanfare Süppchen und weg

Katja Barloschky Bremen                      Carolina Böhm Berlin

Günter Burkart Lüneburg

Keya Choudhury Berlin

Gaby Dechamps Berlin

Axel Dechamps Berlin

Heide Dendl Berlin

Barbara Duden Bremen      Marcus Renz Berlin

Hajo Friedrich Köln

Tobias Funk Berlin

Sabine Roeske Berlin

Elisabetta Gaddone Berlin

Josef Schültke Berlin

Eva Grohmann Berlin

Angelika Simbriger Köln

Josef Grün Köln

Truda-Ann Smith Berlin

Karin Hausen Berlin

Burkhardt Sonnenstuhl Berlin

Friedrich Haunert Berlin

Rolf Joachim Heger Berlin

Rita Spanner Berlin

Dagmar Hillmer Berlin

Martina Tittel Berlin

Manfred Hillmer Berlin

Irmela von der Lüche Berlin

Udo Höderath Herten

Carsten Welker Berlin

Bernhard Hoffmann Berlin

Hanns Zischler Berlin

Mara Höhl Berlin

Barbara Wagner

Louis Kaufmann Berlin

Andreas Klose Berlin

Silke Kramer Berlin

Rainer Konrad Berlin

Ludolf Kuchenbuch Berlin

Sabine Lauterbach Berlin

George Mc Lean Berlin

Rainer Noch Unkel

René Olde-Kalter Berlin

Gesine Palmer Berlin

Jana Pampel Berlin

Dieter Paul Berlin

Brigitte Pawlik Essen

Claudia Radtke Berlin

Thomas Räse Berlin

Raimund Rilling Berlin

Erika Rilling Berlin

Rainer Rodewald Berlin

## Teilnehmende

## Mitwirkende

Prof. Dr. Barbara Duden

Universität Hannover, Kulturosoziologie,

gesellschafts- und kulturhistorische Frauen- und Geschlechterforschung

Prof. Dr. Karin Hausen

Emeritiert seit 2003, Historikerin,

interdisziplinäre Frauen – und Geschlechterforschung an der TU Berlin

Prof. Dr. Irmela von der Lüche

FU Berlin, Germanistin, Institut für Deutsche und Niederländische

Philologie, Schwerpunkt: Literatur des 20. Jahrhunderts

Prof. Dr. Günter Burkart

Universität Lüneburg, Soziologie, Schwerpunkt Familiensoziologie

Rolf Joachim Heger

war langjähriger Mitarbeiter bei der SPI Consult und

Herausgeber verschiedener Literaturzeitschriften

Prof. Dr. Ludolf Kuchenbuch

Historiker, zwar spezialisiert auf das Mittelalter, aber mit breiteren epochenübergreifenden Interessen, die um die Besonderheiten des geschichtlichen Weges (Alt-) Europas kreisen

Hanns Zischler

Schauspieler, Literat, Hörspielsprecher und Heinrich-Mann-Preisträger 2009

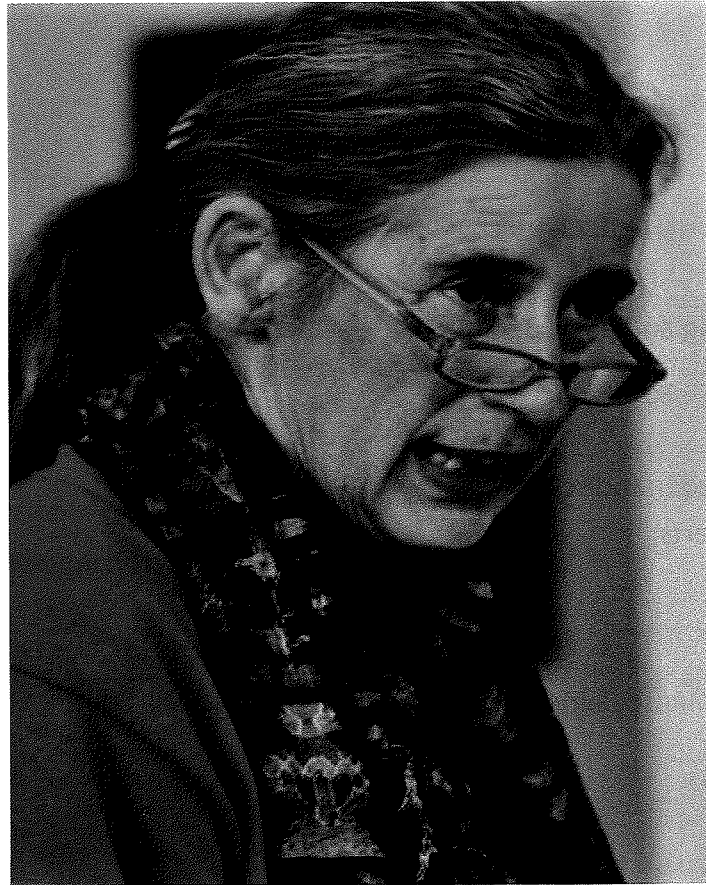
Dr. Gesine Palmer

Religionsphilosophin, Lehraufträge an verschiedenen Universitäten,

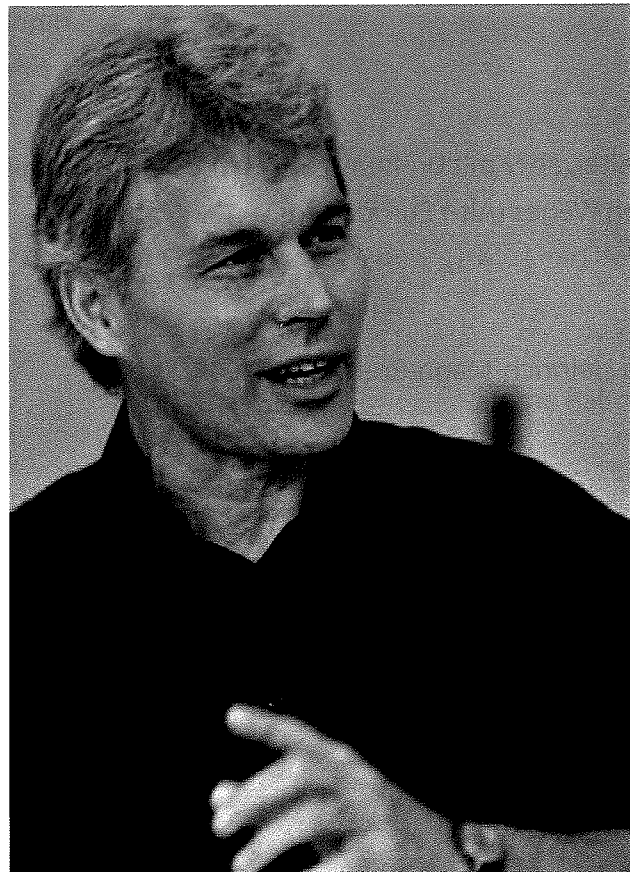
Forschungsschwerpunkt Theorie von Religion und Kultur, jüdische Philosophie

OHPSST

George McLean, Ludolf Kuchenbuch, Raimund Rilling



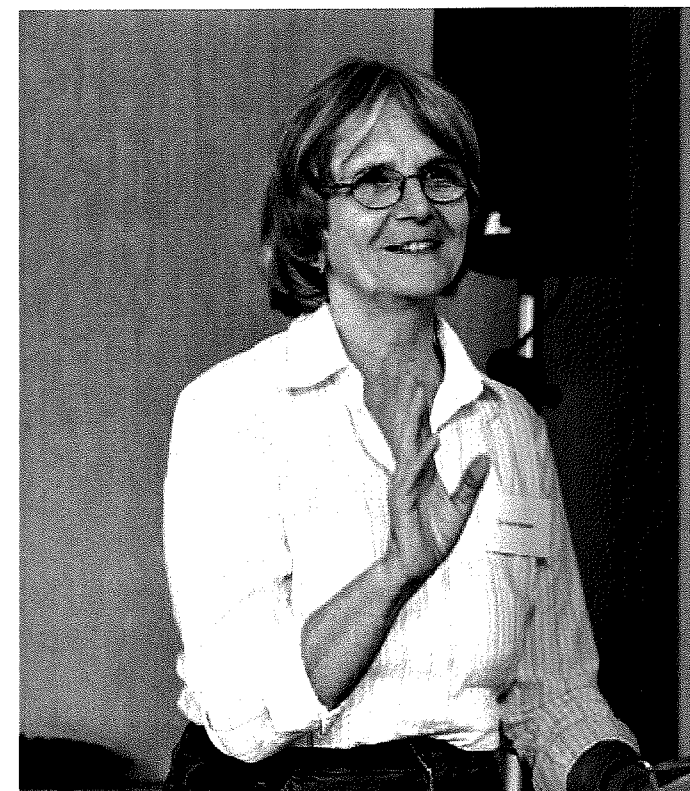
Barbara Duden



Günter Burkart

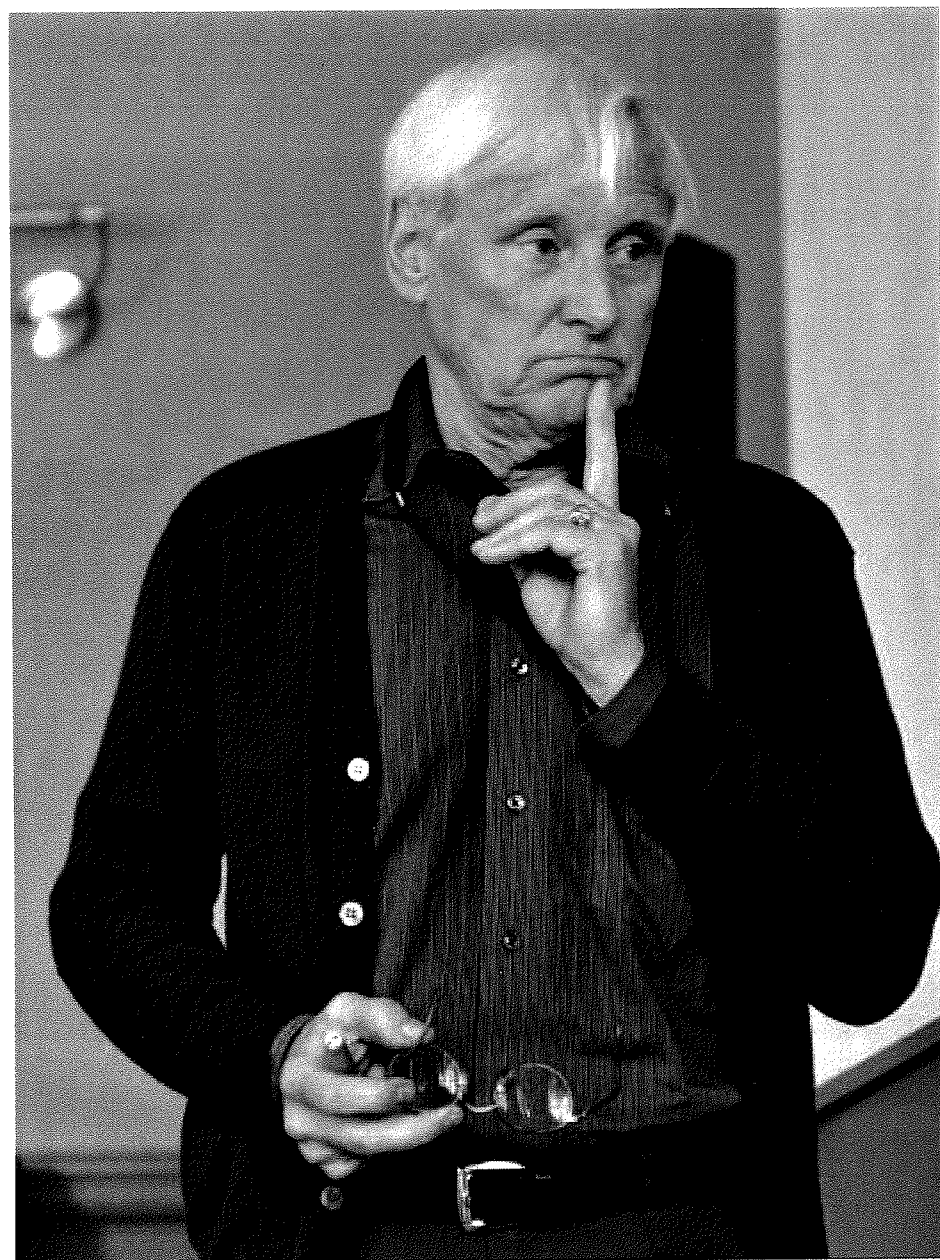


Irmela von der Lühe

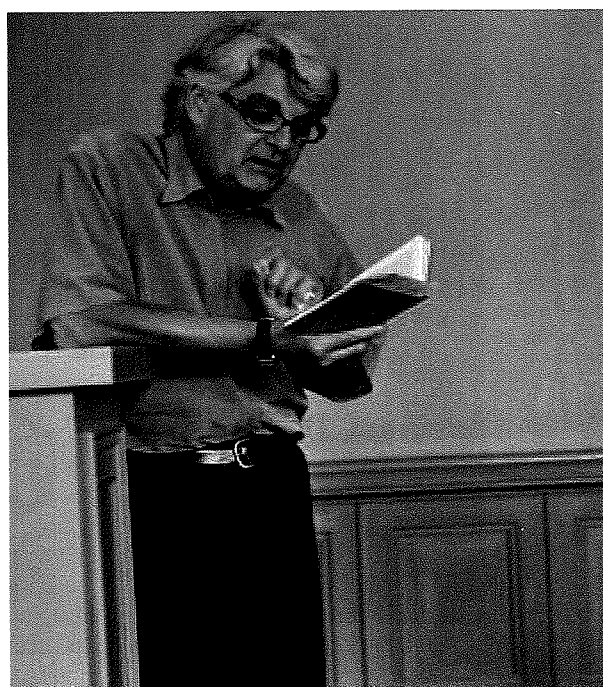


Karin Hausen





Ludolf Kuchenbuch



Rolf Joachim Heger



Gesine Palmer und Hanns Zischler



Chpsst = Ludolf Kuchenbuch, Raimund Rilling George McLean





# Über die Unvermeidlichkeit des Miteinanders in der Unordnung der Verhältnisse

*Wir Menschen sind stets mehr unsere*

*Zufälle als unsere Wahl.*

*Odo Marquard*

*Apologie des Zufälligen*

[1]

„Familien, ich hasse euch!“ lautet ein berühmter Ausspruch André Gides und „Familien, ich liebe euch“, wird sozusagen als Gegenpol dem französischen Philosophen Luc Ferry zugeschrieben, der damit die wachsende Ausbreitung der Privatsphäre begrüßte. Nun scheint beides richtig zu sein und wie immer - es sind die Nuancen, die das Eigentliche ausmachen. Und so könnte gelten, dass die Familien geliebt werden, aber nur ab und zu. „Denn diese Kleingruppen haben ihre Zwiespältigkeit keineswegs verloren: Sie sind zugleich Zuflucht und Gefängnis, sie nehmen den Atem und geben Sicherheit.“<sup>1</sup>

[2]

Das Dreierschema Maria, Joseph und Jesus, das Kind bietet als Familienphänomen reichlich Stoff für himmlische und irdische Szenarien.<sup>2</sup> In der bildlichen Umsetzung dieser familialen Urform war sicher Rembrandt einer ihrer größten Repräsentanten, der in seinen Bildern, Zeichnungen und Graphiken besonders auf das Seelenhaft-intensive, das Stimmungsvolle abstellte. Und so wundert es nicht, dass gerade das Sujet der religiösen Historienmalerei sich auf die „Heilige Familie“ bezog, konnte doch damit der großen Patronin der Künste, der Kirche genauso gehuldigt werden wie den Sammelleidenschaften der Herrschenden, seien es Könige oder Landgrafen, aber auch - besonders in den heraufziehenden Zeiten der Reformation - Zünfte, Gilden oder wohlhabende Privatpersonen.

In einer geradezu genrehaften Inszenierung eines Bildes aus dem Jahr 1646 hat Rembrandt eine klassische Gruppierung dargestellt: Es ist die Heilige Familie, wie sie für die Kernfamilie beispielhaft ist: Die Frau in Sorge um das Kind, das Kind ganz Kind, hilflos, der Mann bei der Arbeit, das Feuer als Zentrum des Hauses, ja des ganzen Bildes, wirksam als Spender von Licht und Wärme und als Mittel der Zubereitung von Nahrung - demonstrativ steht der Breitopf ganz vorne - und nicht von ungefähr sitzt die Katze daneben, das Haustier par excellence. Mensch und Tier, Mann, Frau und Kind, Alt und Jung - so wenig Gegenstände das Bild

<sup>1</sup> P. Bruckner: Familien, ich liebe euch (ab und zu); unter: <http://print.perlentaucher.de/artikel/5122.html>

<sup>2</sup> Vgl. hierzu besonders: W. Kemp: Die Heilige Familie oder die Kunst, den Vorhang zu lüften; Frankfurt/Main 1992. A. Koschorke: Die Heilige Familie und ihre Folgen; Frankfurt/Main 2000<sup>2</sup>. Ebenso den Beitrag in diesem Tagungsband von L. Kuchenbuch: Die heilige Familie - alteuropäische Grundlagen und Entwicklungen

auch enthält, so komplett erweist es sich in der Benennung und Verknüpfung der elementaren Fakten des Lebens. Diese innere Vollständigkeit wird verstärkt durch die drei Zentren von Mutter und Kind, Feuer, Schüssel und Katze sowie dem arbeitenden Mann. Diese stehen in keinem direkten Verhältnis zueinander und doch wirkt dieses Für-Sich-Sein als innere Verbundenheit eines familialen Kontextes - es bleibt intim und privat, nicht gefällig präsentiert für ein Außen. Ein hinzugefügter Vorhang unterstreicht noch diese Schwelle von außen und innen und steigert - bewusst/unbewusst - zudem die Intimität des Inneren. Er gehört definitiv der Kunstsphäre an und hilft doch auch, einen Begriff von der Heiligkeit des Privaten und von der Privatheit des Heiligen zu bilden in jenem Blick auf die bindende Kategorie familialer Gefüge.

Raum genug also für folgenreiche und kollektive Phantasien über „Räselfiguren dieses Typs“ (A. Koschorke) von Familie, Kinderglück und Rollenverständnis.

[3]

Die Schattenfigur Joseph ist aber nicht nur typisch in der ikonographischen Darstellung der Heiligen Familie, wo sie bescheiden im Hintergrund das Mutter-Kind-Idyll mehr zufällig zu komplettieren und mit dem innigen familialen Geschehen wenig bis nichts zu tun zu haben scheint. Sie wirkt blass und dimensionslos, ausschließlich auf die Rolle des Begleiters, Beschützers und/oder Ernährers reduziert. Ein erstes Zeichen matriarchalischer Ordnung oder bereits ein Vorgriff auf jene abwesenden Väter, die in den heutigen Mutter-Kind-Haushalten nur noch als Alimente zahlende Personen auftreten?<sup>3</sup>

Komödiantisch verkleidet taucht das Phänomen der nicht-präsenten Väter auch in einem Brecht-Stück auf, wobei es allerdings weniger um die beträchtliche Zahl an Männern geht, mit denen Anna Fierling - die Mutter Courage - Umgang hatte, als an der Namensdiffusion bei den Kindern und den (un-)möglichen Väterbezügen. Die Kinder heißen zwar nach Männern, aber klare Erinnerungen an die einzelnen haben weder Mutter noch Kinder, noch überhaupt:

„DER FELDWEBEL: Also dann heißt ihr alle Fierling?

MUTTER COURAGE: Wieso? Ich heiß Fierling. Die nicht.

DER FELDWEBEL: Ich denk, das sind alles Kinder von dir?

MUTTER COURAGE: Sind auch, aber heißen sie deshalb alle gleich? (...). Der zum Beispiel heißt Eilif Nojocki, warum, sein Vater hat immer behauptet, er heißt Kojocki oder Mojocki. Der Junge hat ihn noch gut im Gedächtnis, nur, das war ein anderer, den er im Gedächtnis hat, ein Franzos mit einem Spitzbart. (...) Und so hat eben jedes von uns seinen Namen.

DER FELDWEBEL: Was, jedes einen anderen?

MUTTER COURAGE: Sie tun grad, als ob sie das nicht kennten.

DER FELDWEBEL: Dann ist der wohl ein Chinese?

MUTTER COURAGE: Falsch geraten. Ein Schweizer.

DER FELDWEBEL: Nach dem Franzosen?

<sup>3</sup> Vgl. zu der Rolle von Joseph besonders: A. Koschorke: Die Heilige Familie und ihre Folgen; a.a.O., S. 30 ff.



MUTTER COURAGE: Nach was für einem Franzosen? Ich weiß von keinem Franzosen. (...) Ein Schweizer, heißt aber Fejos, ein Name, der nix mit seinem Vater zu tun hat. (...).

DER FELDWEBEL: Wie kann er da Fejos heißen?

MUTTER COURAGE: Ich will sie nicht beleidigen, aber Phantasie haben sie nicht viel. Er heißt natürlich Fejos, weil, als er kam, war ich mit einem Ungarn, dem wars gleich (...). Der Junge ist nach ihm geraten.

DER FELDWEBEL: Aber er war doch gar nicht der Vater?

MUTTER COURAGE: Aber nach ihm ist er geraten.“<sup>4</sup>

[4]

In den gängigen Darstellungen von Familie - seien es wissenschaftlich ausgerichtete oder literarisch verfasste - dominiert der Blick sowohl auf eine psychologisch-realistisch erfassbare Menschengruppe, ein „Häuflein aufgeregter Einzelner im heiklen Beziehungsnetz, wie andererseits ein symbolisches System, das in jedem seiner Teile über sich hinausweist. (...) Diese (...) Prägung ist nicht an die partriarchalische Familie gebunden und auch nicht an die sogenannte Kernfamilie oder die erweiterte Familie. Wie immer man sich den menschlichen Intimverband denkt, (in der) Gruppe, in der die Kinder aufwachsen und erstmals sozialisiert werden, (sind) seine Mitglieder Teile eines symbolisch-repräsentativen Musters, in dem sich die Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen abbildet, zusammen mit deren Gefährdungen, Zwängen und Erleichterungen.“<sup>5</sup> Es gibt somit eine Dialektik der Familie, die ohne das damit zusammenhängende Negativum genauso wenig definiert werden kann wie ohne den Blick auf das Positive. Und Familie ist gleichzeitig der Ort, an dem sich das Abstoßen und Wiederaufnehmen von Personen abspielt. Denn nirgends sonst ist die Flucht aus der Familie (fast immer aus nachvollziehbaren Gründen) mit der fast schizophrenen Sehnsucht nach einer eigenen Eheschließung gekoppelt. „In der Familie wimmelt es von Büchern, Gedichten und Zeitschriften, in denen man nachlesen kann (und, wichtiger, von denen man unterstellen muss, dass auch andere Familienmitglieder sie gelesen haben), wie beschränkt die Zustände der Familie sind - und wie attraktiv es sein kann, sich an diese Schranken zu halten.“<sup>6</sup>

Und noch etwas zeichnet die Familie aus: Entgegen der grundsätzlichen Möglichkeit im alltäglichen Leben, Personen austauschen zu können, ist dies im familialen Verbund nur begrenzt realisierbar: Ausschließlich unter Ehegatten und/oder Partnern/innen - Eltern und Kinder bleiben, wer sie sind. Das schafft zugleich konstante Bezugspunkte im „Sozialsystem Familie“ (N. Luhmann) die helfen, sich den äußeren Anforderungen jeweils anzupassen wie auch andererseits Normen und Regeln - manchmal bis zur Selbstaufgabe - zu tradieren; d.h. organisierte Intimität, durchaus subjektiv und autonom gelebt, aber genauso unentrinnbarer Teil einer kollektiven Individualität.

4 B. Brecht: Mutter Courage und ihre Kinder; in: ders. Gesammelte Werke 4, Stücke 4, Frankfurt/Main 1967, S. 1352 f.

5 P.v.Matt: Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur; München 1995, S. 58f.

6 D. Baecker: Familienglück; in: ders.: Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt/Main 2007, S. 200

[5]

Der Blick in aktuelle Verfasstheiten über das, was das „Abenteuer Familie“ (B. Nitzschke) ausmacht, verweist nachdrücklich auf die Ambivalenz von romantischer Verklärung und gnadenloser Unterdrückung. Da sind diese unersetzlichen Momente der Geborgenheit, der liebenden Sorge, der lebenslangen Bindungen wie andererseits das Gewimmel an Pathologien, Abhängigkeiten, Unterdrückungen und Fesselungen. Demgegenüber wird nun allerdings geradezu hymnisch von aktueller Regierungsseite<sup>7</sup> auf ein - möglicherweise gewünschtes - Familienverständnis abgestellt, dass nämlich „für über 90 Prozent der Menschen die Familie der wichtigste Bereich in ihrem Leben ist. Kein anderer Lebensbereich, weder Arbeit noch Freundeskreis noch Freizeit, reicht an den Stellenwert der Familien heran. (...) Nie zuvor haben in Familien so viele Altersgruppen gleichzeitig miteinander gelebt, mitunter multilokal aber doch in engem Kontakt, und selten zuvor gab es ein besseres Klima zwischen den Generationen. (...) Die Familie bietet zuverlässige wechselseitige Unterstützung und gewährleistet den generationsübergreifenden Zusammenhalt. Der Familienbericht definiert zu Recht Familie nicht nur als Ort, ‚wo Kinder sind‘. Er erweitert das Verständnis von Familie zu einer Gemeinschaft mit starken Bindungen, in der mehrere Generationen füreinander sorgen. (...) Familie ist im wahrsten Sinne des Wortes der ursprüngliche Ort, wo Alltagssolidaritäten gelebt werden.“ Nun ist es sicher richtig, dass Familie ein Ort der Kinder ist, aber die Geburtenrate (Stand 2007) sinkt beträchtlich - auf 1,37 Kinder je Frau. Ferner ist nicht zu leugnen, dass die Familie ein Ort dauerhafter Bindung darstellt, aber die Zahl der Eheschließungen nimmt stetig ab und die Scheidungsraten pendeln bereits um die 50 Prozent. Und die Familie als Ort der Alltagssolidarität ist partiell durchaus zutreffend, aber ein Großteil der alten und kranken Familienangehörigen wird nicht mehr zuhause gepflegt, sondern in Heime „abgeschoben“ und der Missbrauch in Familien hat ein erschreckendes Maß angenommen. Also weniger Solidarraum als „Verabredungszentrale“ (T. Allert), weniger Atmosphärenzelle als Vereinbarungsmodell, weniger Gegenwelt als empörungsfreie Zone.

Familie also ein Hort wider den Unbill der Welt und zugleich ein bröckelndes Denkmal auf unsicherem Grund? Das Modell Familie - und in diesem Fall das der Kleinfamilie mit Vater-Mutter-Kind - hält sich in seiner gesetzlichen Verankerung, doch es wankt. Wobei durchaus die Familienstrukturen einem erheblichen Wandel unterliegen, weit weniger allerdings die tradierten Geschlechterrollen und die zugehörigen Geschlechterstereotypen.<sup>8</sup> So bleiben nach wie vor Residuen gängiger Klischees erhalten - es lässt sich fast von einer fortwährenden „Familiensystematik“ (l.v.d. Lühe) sprechen - gültig über nahezu unendliche Zeithorizonte: „Es ist quälend, bei ihm (dem Vater, R.-J.H.) in Ungnade zu sein, obwohl oder gerade weil sein Mißmut sich nicht in lauten Worten zu äußern pflegt. Sein Schweigen ist eindrucksvoller als eine Strafpredigt. Übrigens ist nicht immer leicht vorauszusehen, was er bemerken und wie er reagieren wird. Die Mutter zankt, wenn man Ungezogenheiten begeht - von der Marmelade nascht, die für die Erwachsenen reserviert ist, oder die frisch gewaschene Matrosenbluse mit Tinte beschmiert. Der Vater

7 Stellungnahme der Bundesregierung zum 7. Familienbericht (25.04.2006), unter: [http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/genearior/RedaktionBMFSFJ/Pressestelle/PDF-Anlagen/stellungnahme-bureg\\_7familienbericht.proerity=pdf.rwb=true.pdf](http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/genearior/RedaktionBMFSFJ/Pressestelle/PDF-Anlagen/stellungnahme-bureg_7familienbericht.proerity=pdf.rwb=true.pdf)

8 Vgl. hierzu ausführlicher: B. Nitzschke: Abenteuer Familie; in: Konkursbuch 48, Familienbande, hrsg. von S. Casper und C. Gehrke; Tübingen 2009, S. 154 ff.

ist dazu imstande, so eklatante Übeltaten zu ignorieren, während scheinbar ganz harmlose Irrtümer ihn überraschend verdrießen können. Die väterliche Autorität ist unberechenbar.“<sup>9</sup>

[6]

Aber dieses Unberechenbare ist überall virulent: „L'enfer, c'est les autres“ lautet der Schlusssatz von Sartres Theaterstück „Huit clos“. Und in der Tat existiert jene Hölle menschlicher Beziehungen. Ein schon klassisches Beispiel ist dieses Szenarium, in dem ein Paar aus den Flitterwochen zurückkommt und die Ehefrau beim ersten Frühstück im neuen Heim eine große Schachtel Cornflakes auf den Tisch stellt in der wohlgemeinten, aber irrtümlichen Annahme, dass dies dem Ehemann wohl schmecken würde. Er wollte sie nicht kränken und nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit, wenn die Schachtel leer ist, sie zu bitten, keine neue zu kaufen. Als gute Hausfrau hat sie aber bereits dafür gesorgt, dass ehe die eine Schachtel aufgebraucht, bereits eine neue vorrätig ist. Nach nunmehr 16 Jahren Ehe hat er die Hoffnung aufgegeben, ihr beizubringen, dass er Cornflakes hasst. Ihre Reaktion könnte man sich ausmalen.<sup>10</sup> So wird die Beziehungsebene zur ewigen Zwickmühle bei der gegenseitigen Kommunikation.

Solch absonderliche Wendungen, in denen das richtige Leben selten gelebt und entweder lang Unterdrücktes nicht zugelassen wird oder dann doch einmal an die Oberfläche dringt, findet sich auch in einer Szene, in der ein Ehemann am Tag der silbernen Hochzeit seiner Frau eröffnet, dass „er ihr seinerzeit selbst auf ihrer Hochzeitsreise in die Hauptstadt untreu gewesen war, dass er ihr seitdem immer untreu gewesen war, im Grunde fortwährend, und daß er ihre ganze Ehe hindurch gehaßt habe, wie sie roch.“<sup>11</sup>

[7]

Welch traurige Erkenntnis nach vielen Jahren der Ehe; ein einzig Tal der Tränen, voll Trauer und Melancholie?! Verbirgt sich dahinter jener „Schleier der Schwermut“ (G. Steiner), der sich unter anderem auf die Unmöglichkeit bezieht, einen gesicherten Einblick in Denken und Fühlen eines anderen zu erlangen? Ich „erinnere mich genau an die Augenblicke, als mir eines Tages aufging, wie glücklich meine Eltern vor ihrer Heirat gewesen sind. Ich war dreizehn Jahre alt und betrachtete zusammen mit meiner Mutter ältere Familienfotos. Vor ihrer Heirat waren meine Eltern zwei lachende junge Leute, die in Bierzelten und Gartenlokalen saßen und sich zukunftsfröh anschauten. Sie folgten wie fast alle der Überschätzung ihrer Kräfte und heirateten und zeugten Kinder. Auf den späteren Fotos hatten meine Eltern beklommene und überforderte Gesichter. Plötzlich, alte Familienbilder betrachtend, ging mir auf, daß meine Eltern ihren Versuch, das Glück (die Genügsamkeit zu zweit) und die neue Unfreiheit (die Ehe) zu vereinbaren, mit einer sich kaum je aufhellenden Trauer bezahlen mussten.“<sup>12</sup>

<sup>9</sup> So beschreibt u.a. Klaus Mann die elterliche Rollenteilung. K. Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht; München 1981, S. 29. Vgl. hierzu auch den Beitrag in diesem Tagungsband von I. von der Lühse: Die Manns - ein Clan und seine Individuen

<sup>10</sup> Das Beispiel stammt aus dem Bestseller von P. Watzlawick: Anleitung zum Unglücklichsein; München, Zürich 1983, S. 74

<sup>11</sup> P. Hultberg: Die Stadt und die Welt; Salzburg und Wien 2008, S. 242

<sup>12</sup> W. Genazino: Das Glück in glücksfernen Zeiten; München 2009, S. 66 f.

Und auch die scheinbar harmlose Frage „Woran denkst Du, was hast Du im Sinn“ löst Antworten aus, die vielschichtig sind und - eventuell unbemerkt - auch komplexe Filter durchlaufen. Interessant ist vor diesem Hintergrund der Bezug zum Denken und der Liebe. „Gerade in Phasen höchster Intimität werden ja - wie es wohl bei den Linguisten heißt - „Idiolekte“ ausgetauscht; d. h. eine Auswahl aus der verfügbaren Sprache mit privaten, einzigartigen, vielleicht unübersetzbaren Zeichen, Konnotationen und Referenzen, die der Dialogpartner weder gänzlich noch mit Gewißheit zu deuten vermag. Es geht also um diese Übersetzungsleistung - nicht in der alltäglichen Kommunikation, sondern in dieser emotionalen Situation, die eventuell gar nicht deutbar ist und wo unter Umständen grösste Unaufmerksamkeit, Unaufrichtigkeit oder gar Abneigung existiert, aber nicht „gelesen“ werden kann von den direkt Betroffenen. So ist es denn, dass noch die einander nächststehenden Fremde füreinander bleiben.“<sup>13</sup>

Diese eventuell andauernde Fremdheit wird auch kolportiert in dem schon klassischen Dialogfetzen zur gegenseitigen Versicherung der Zuneigung, die ein immer höheres Maß an Glaubwürdigkeit einfordert:

„Do you love me?

Yes!

Really?

Yes, really!

But really, really?“

Aber nicht nur um Glaubwürdigkeit geht es bei dieser Art der intimen Rede, auch um Authentizität und Identifikation. Und je länger eine solche Sprache verwendet wird, umso differenzierter wird sie. Anstelle des bloßen „Sie liebt mich, sie liebt mich nicht“ entrollt sich ein weites Netz liebesimmanenter Begrifflichkeiten. Diese verkleinern zwangsläufig den Kreis der möglichen Ansprechpartner/innen bis hin zum endgültigen Nichtverstehen. Interessant dabei ist, dass gerade diese Schwierigkeit „die im semantischen Netz gefangene Liebe noch zu verstehen, stets ein Mehr-Verlangen nach Liebe und wortlosem Verstehen (nach sich zieht), ein Verlangen freilich, dessen Enttäuschung zum Weitersprechen nötigt.“<sup>14</sup>

[8]

Es ist vielleicht dieser Aspekt der „Inkommunikabilität“ (N. Luhmann), der besonders intime Beziehungen zerstört, wobei es nicht die in der Leidenschaft nachvollziehbar reduzierte Rhetorik ist, die bestürzt, sondern die Unmöglichkeit der Ausdrucksfähigkeit zur Aufrichtigkeit wird zum Problem.<sup>15</sup>

In ihrem letzten Lebensjahrzehnt hat die Dichterin Ingeborg Bachmann, die ihren Tagen vermutlich selbst ein gewaltsames Ende setzte, diese Verse verfasst:

<sup>13</sup> G. Steiner: Warum Denken traurig macht; Frankfurt 2008, S. 78 f.

<sup>14</sup> R.D. Laing: Knoten; zit. in: P. Watzlawick, a.a.O., München, Zürich 1983, S. 84

<sup>15</sup> Vgl. N. Luhmann: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität; Frankfurt/Main 1984, S.153 ff.

*„Alles ist Wundschlagen und keiner hat keinem verzeihn.  
Verletzt wie du und verletzend, lebte ich auf dich hin.  
Die reine, die Geistberührung, um jede Berührung vermehrt,  
wir erfahren sie alternd, ins kälteste Schweigen gekehrt.“<sup>16</sup>*

Nüchtern wird dabei festgehalten, dass Menschen bereits Wunden geschlagen worden sind, noch bevor sie anderen Menschen begegnen und meist ohne Kenntnis davon, was dem anderen bereits zuteil geworden ist. Wechselseitiges Schweigen über solche Vorerfahrungen aus den Herkunftsfamilien erschwert das Miteinander. Denn es kommen nicht lediglich zwei Menschen zusammen, sondern zwei Familiensysteme mit teilweise unsichtbaren Lasten. Deren alte Wunden drohen neu zu schmerzen, und die Frage stellt sich, welche Versöhnungswege offenstehen, auch und gerade in alternden Beziehungen.

Zumindest auf der sprachlichen Ebene werden Situationen der Unversöhnlichkeit oft und gerne mit (Geld-)Metaphern belegt: So wird ein schweres Erbe hinterlassen, es wird auf Heller und Pfennig abgerechnet, ein Vertrauensvorschuss wird verspielt, Menschen verraten und verkaufen einander und schließlich wird jemandem etwas heimgezahlt. Und dazu passt dann auch, dass solch merkantile Begrifflichkeiten in Sprachwendungen der Verrechnung münden: „Menschen führen innerlich Buch über das, was sie von anderen Menschen - und insbesondere von nahen anderen Menschen - an Gutem und Schlechtem bekommen und was sie diesen an Gutem und Schlechtem gegeben beziehungsweise was sie diesen angetan haben.“<sup>17</sup> Eine solche Buchführung (!) findet bereits im Kindesalter statt und es existiert quasi für jede Person ein eigenes Konto. Gerechtigkeit - sprich: Ausgleich - wird dann empfunden, wenn sich das Konto ungefähr im Gleichgewicht befindet. Ist es nicht ausbalanciert, herrscht ein „Verrechnungsnotstand“ (H. Stierlin). Solche Notstände spielen insbesondere in Beziehungskonflikten eine nicht unbedeutende Rolle, wenn diese mit „Gefühlen von Ausgebeutetsein, von In-der-Falle-sitzen, von Frustration, Wut, Trotz, ja Verzweiflung und Racheverlangen“<sup>18</sup> einhergehen. Sobald das Prinzip ‚quid pro quo‘ gestört ist, wird Ungerechtigkeit empfunden, die nach Wiedergutmachung verlangt oder aber die Beziehung erheblich belasten kann. Ohne „Beziehungsgerechtigkeit“ (H. Stierlin) - ohne ausgeglichene Schuldkonten - keine Versöhnung. Aber gibt es eine feste Währung, in der z.B. Gerechtigkeit, Leid oder Anerkennung gemessen werden kann, sind diese Empfindungen auszählbar und damit buchhalterisch zu kontieren?

[9]

Fast selbstverständlich ist es, dass heute Freundschaften gepflegt und in Partnerschaften gelebt und geliebt und dabei auf Vertrauen und Intimität gesetzt wird; verborgen bleibt dabei allerdings, dass dies - zumindest partiell - noch ganz im Geiste des 18. Jahrhunderts geschieht! Denn damals fanden nicht nur Umwälzungen im politischen sondern ganz besonders im alltagspraktischen Sinne statt, die eine

16 I. Bachmann: Bruderschaft; in: Dies.: Werke, hrsg. Von Ch. Koschel, I. v. Weidenbau, C. Münster; Bd. 1; München 1978, S. 150

17 H. Stierlin: Gerechtigkeit in nahen Beziehungen; Heidelberg 2005, S. 14

18 H. Stierlin: Gerechtigkeit in nahen Beziehungen; a.a.O., S. 14

Neujustierung von Nähe und Ferne im Umgang miteinander zur Folge hatten. Und das bedeutete, dass Männer und Frauen einander als Freunde angstlos nahe sein konnten, durch Zuwendung moralisch wachsen und einander intellektuell bereichernd und ermöglichend, jenseits der Pflichten einer Ehe oder eines Standes, einer Familie. Und inmitten solcher „Gefühlsästhetik“

(A. Koschorke) verwundert es nicht, dass auf einmal auch Frauen beanspruchten, als Freunde behandelt zu werden. Vorbei die Diktion eines Aristoteles, wobei nur die Männer befähigt sind, ganz im anderen aufzugehen, über sich hinauszuwachsen und im Zusammensein ein gesteigertes Dasein zu erreichen. Jetzt wurden Freundschaftsbünde geschlossen und Geschlechterdifferenzen neu vermessen: Freund und Freundin konnten nun Bruder und Schwester sein und mit innigen Seufzern den frei gewählten Zusammenschluss feiern. „Der ganze Zweck des Freundesbundes ist ‚Beglückung durch Liebe‘, das heißt ‚moralische Bildung‘, und dies geht nur, wenn Frauen und Männer miteinander Empfindsamkeit üben. Diese Offenheit kehrt dann tatsächlich bald Verhältnisse um, auch in den Ehen: ‚Ich wollte Dir nur recht anrathen, mein geliebter Freund, und liebes Kind‘, schreibt Rahel Varnhagen ihrem Mann Karl August, ‚recht Du selbst zu sein‘. Freund, Kind, Mann, ein Selbst, alles in einer Person, das wäre vor 1800 kaum denkbar gewesen. Was für ein Versprechen: einander vertraut sein und doch mit der Befreiung, der Kultivierung des eigenen Selbst befasst, das gäbe eine Liaison der Sicherheit mit der Freiheit, auf Dauer! Für Frauen, ob nun für eine Caroline von Humboldt, eine Dorothea Mendels-

sohn, eine Therese Forster oder eine Rahel Varnhagen, ist solches Individualitätstraining, die Verfertigung der Autonomie um 1800, von besonders vitalem Interesse gewesen, wie die Übungen in Autorschaft, als Briefschreiberinnen, als Reisende tausendfach belegen - ein Selbst zu werden, eine Freundin zu sein.“<sup>19</sup> Und in diesen emotional aufgeladenen Zeiten werden Freundschaftsbünde (lebens-)wichtig, Liebesheiraten propagiert und Zweckehe verdammt. Das bislang vorherrschende Ein-Geschlecht-Modell wird sukzessiv abgelöst durch das Zwei-Geschlecht-Modell, so dass in der

Folge tatsächlich die Neupositionierung der Geschlechter zu einem Hauptthema gesellschaftlicher und kultureller Diskussionen geriet. Aber auch die Männer partizipierten von diesen neuen Strömungen: Wilhelm von Humboldt (jener berühmte Bildungsreformer in preußischen Staatsdiensten!) wollte seine Kinder gerne selbst erziehen, als Privatgelehrter seinen Studien nachgehen, Briefe schreiben, mit Freunden und Freundinnen die Zukunft planen und reisen und lieben - frei und unter Gleichen. Und seine Frau wollte fast das Gleiche wie er - oder auch umgekehrt, er wollte fast das Gleiche wie sie. Eine Verbindung als „merkwürdiger Glücksfall“ (E.v.Thadden), erfahrungsorientiert auf (noch) unbekanntem Terrain, mit „neuer Liebes-Semantik“ (N. Luhmann), zur Selbstfindung und doch zum Wohle aller.<sup>20</sup>

Im Gestöber dieser Intimitäten war dann die Schriftlichkeit ein wesentliches Medium der Beziehungen. Briefe und Gedichte lassen in dieser Zeit den Begriff der Freundschaft als eine frei gewählte Bindungsform, in der beide Partner/innen gleichberechtigt sind, erscheinen.<sup>21</sup> Es handelt sich gleichsam um eine überaus intensive und intime Bindung, als eine Art vorgegriffene Liebeshe und entwickelt sich in ihrer Rhetorik

19 E.v.Thadden: Nenn mich Schwester; in: DIE ZEIT Nr. 34 (13.08.2009), S. 36

20 Dazu sehr umfassend: H. Rosenstrauch: Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt; Frankfurt/Main 2009

21 Vgl. hierzu den Beitrag in diesem Tagungsband von B. Duden: Freundschaft - Metamorphosen einer Alternativbeziehung



quasi zur Chiffre für das gegenseitige Begehren. Ganz anders heute, wo der Brief kaum noch als adäquate Ausdrucksform genutzt und wahrgenommen wird. Führt die Briefschreiber/innen von einst einen angeregten und sinnlichen Dialog, so werden heute in Zeiten der Blogger und Twitterer die Mitlesenden, Mitwisser und nötigenfalls die Mitgerissenen gesucht. Es geht nicht um Antworten sondern um Verstärkung und Vervielfältigung spontaner Assoziationen und Einfälle. Aus der intimen Freundschafts-Korrespondenz ist das weltweit „streunende Selbstgespräch“ (P. Kümmel) geworden.

[10]

Eines der großen Liebspaare der Weltliteratur führt in ihrer ersten Begegnung ein Grundmuster vor, wie Heldin und Held sich zu begegnen haben: Es geschah auf einem Maskenball („Du sahst bis jetzt noch wahre Schönheit nicht!“). Hier wird die Kommunikation gefordert, ja es ist der Ort, der die Geschlechter zu solchem Tun geradezu kupplerisch zu zwingen scheint. Die etwas simplere, bürgerlich-aufgeklärte Lebensart späterer Jahrhunderte hatte dann allerdings keine Möglichkeit mehr, ein verliebtes Paar auf einem höfischen Maskenfest zusammenzubringen. Das war allenfalls noch in der Oper möglich oder in trivialen Produkten dieser Zeit. Dieser Lebensart entsprechend fand sich nun ein anderer Ort, ein gleichsam bürgerlicher Raum als Ausgleich für den gleisnerischen Ballsaal: die Kirche.<sup>22</sup> Hier war eine Begegnung möglich in gesteigerter Innerlichkeit und gleichsam der potenzierte Ort für die Angebetete (!). So wird - nolens volens - aus der eventuell beredten Schönheit eine stumme Schönheit, die ausschließlich mit minimalen gestischen Äußerungen, einem Augenflirt, die unendlich weite Distanz einer Kathedralkirche zu überbrücken versucht. Da nimmt dann auch ein Verhältnis zwischen einer verheirateten Frau und einem jungen Mann gerade dort seinen Anfang, wo - der Örtlichkeit geschuldet - Aktion und Raum, Handlung und Schauplatz am weitesten auseinanderfallen, d.h. himmlische und irdische Liebe und „pikant-blasphemischerweise gleichzeitig auch total zusammenfallen, eins werden, größtmögliche Übereinstimmung erreichen, gar sich potenzieren (Liebesdienst gleich Gottesdienst)“<sup>23</sup>:

*„Antworte ohne zu lügen, wenn du kannst, nichtsnutziger Bücherwurm; woher kennst Du Madame de Rênal, wann hast du mit ihr gesprochen?  
Ich habe nie mit ihr gesprochen, antwortete Julien,  
ich habe diese Dame nur in der Kirche gesehen.  
Aber angeschaut hast du sie wahrscheinlich, du unverschämter Lämmel!  
Nie! Sie wissen doch, dass ich in der Kirche nur Gott sehe, fügt Julien mit leicht heuchlerischer Miene hinzu, die ihm geeignet schien, weitere Ohrfeigen abzuwenden“.*<sup>24</sup>

Heute wird Partnersuche von zuhause - vom Sofa - aus erledigt. Solche Börsen kommen dabei dem vollkommenen Markt der Wirtschaftstheorie ziemlich nahe: Homogenität der Güter, transparenter Markt,

22 Vgl. zu den folgenden Ausführungen: J. Kiermeier-Debre: Stumme Schönheit oder anbetend anbeten; in: Konkursbuch 15, Die Grenzen des Subjekts, Tübingen 1985, S. 65 ff.

23 J. Kiermeier-Debre: Stumme Schönheit oder anbetend anbeten, a.a.O.; S. 72

24 Stendhal: Rot und Schwarz. Deutsch von Elisabeth Edl; München 2004, S. 30

Präferenzschwerpunkte der Kunden/innen, umgehende Resonanz, ja sogar Umtauschgarantien. Und so gibt es Online-Partnerbörsen, Flirtkurse, Speed-Datings ...<sup>25</sup>

[11]

Für die kommenden Paar- und Familienkonstellationen ist es sicher realistisch, von einem weiten Repertoire der Möglichkeiten in diesen personalen Verbünden zu sprechen, von einer Vielfalt der Mittel und Wege dahin aber auch wieder daraus hinweg.

Dennoch bleiben eherne Gewissheiten:

*„Und wenn die ganze Welt zugrunde geht, so steht zu befürchten, dass dir im Jenseits ein holder Engel entgegenkommt, leise seinen Palmenwedel schwingt und spricht: «Sagen Sie mal – sind wir nicht miteinander verwandt -?» Und eilends, erschreckt und im innersten Herzen gebrochen, enteilst du. Zur Hölle.*

*Das hilft dir aber gar nichts. Denn da sitzen alle, alle die anderen.“*<sup>26</sup>



25 Wie anders noch das Verfassen von Heiratsannoncen. Vgl. hierzu den Beitrag in diesem Tagungsband von K. Hausen: Heiratsannoncen 1890-1980. Ehen in Angebot und Nachfrage

26 K. Tucholsky: Die Familie; in: Ders. Gesammelte Werke (1921-1924), Bd. 3; Reinbek bei Hamburg 1975, S. 309

# Die „heilige Familie“ im christlichen Alteuropa Grundlagen und langfristige Wandlungen

Ich sehe im Folgenden meine Aufgabe darin, die geschichtlich nur geringe Reichweite der Vorstellung von der *Paar-Beziehung* und den Mitliebenden herauszustellen, zugleich aber über ihre Entstehung aufzuklären. Oder anders gesagt. Ich will mich vehement gegen jedwede Unterstellung einer anthropologisch vorgegebenen, konstanten Geschlechterdifferenz und Geschlechterbindung wenden. Ich plädiere demgegenüber für grundlegende geschichtliche Wandlungen, die sich mit zunehmender Nähe zur Gegenwart beschleunigen. Gemeint ist hier der Zeitraum der christlich-kirchlich bestimmten 14 Jahrhunderte in Europa (400-1800).

Ich poche darauf, dass, was die primären sozialen Bindungen anging, in der Vormoderne Entscheidendes anders war, auch wenn es dem heute Vertrautem so unähnlich nicht zu sein scheint. Genau auf dieses Schillern wird es letztlich ankommen. Ich poche ebenso darauf, dass gerade dieses Anderssein mit seinen eigenartigen Wandlungen die modernen Verhältnisse erst möglich gemacht hat. Ich spreche also von *notigen Voraussetzungen*, nicht aber von *hinreichenden Bedingungen* für die modernen ‚Zweier-Beziehungen‘ und ihre eigenartigen sozialen Nah-Umgebungen bzw. Milieus.

Damit dieses gewagte Unternehmen die rechte Wirkung auf Sie hat, bitte ich Sie um Folgendes: Vergessen Sie für die Zeit der Lektüre alles, was Sie über Art und Geltung, Theorie und Praxis der Zweier-Beziehung und ihr Milieu wissen, erlebt haben, für schlecht oder gut, d. h. für fortschrittlich, gerecht und human bzw. für konservativ, ungerecht und inhuman halten.

Im Obertitel steht die heilige Familie, und sie ist in Gänsefüßchen gesetzt. Damit möchte ich Distanz zu dem Ausgangspunkt ausdrücken, den ich gewählt habe, Distanz sowohl zum historischen Phänomen der heiligen ‚Familie‘, weil ich daran zweifle, ob es sich da um eine Familie gehandelt hat, Distanz aber auch dazu, dass uns die Familie weiterhin ‚heilig‘ ist. Ich will Argumente für die Beantwortung von Fragen wie der folgenden liefern: Warum geht uns Einzelnen, uns Verheirateten, uns Verwandten und uns Befreundeten heute die Familie in Vielem - immer noch - über fast alles? Was spricht für diese *große* Bedeutung? *Woher* beziehen wir sie? Um *welche* Familie geht es dabei eigentlich? Seit wann ist das so und wie lange noch? Die Antwort kann nur die Geschichte geben, und zwar die des christlich-kirchlichen Europas.

Ich versuche in folgenden Schritten zu antworten:

Den Einstieg bietet ein knapper Alterstest des einschlägigen Vokabulars, des Ensembles der von uns verwendeten *Wörter*, des Sinnfeldes also der sozialen ‚Beziehungen‘ heute (1). Im zweiten, einem *bild-*geschichtlichen Schritt werde ich die langfristig wirkenden kirchlichen Lehrmeinungen über Liebe, Lust, Ehe, Familie, Verwandtschaft und weitere Mitliebende umreißen, ausgehend von einem Gemälde über die Heilige Familie (2). Dann folgt meine Hauptaufgabe, eine kommentierte Aufzählung der wichtigsten

Wandlungsphänomene der sozialen Primärbeziehungen seit der Spätantike bis in die frühe Neuzeit und zum Übergang in die Moderne hin (3). Abschließend wird alles noch einmal in wenigen Thesen gebündelt (4).

1. Die historische und die aktuelle ‚Sprache‘ der Paar-Beziehung, der Mitliebenden und ihrer Wort-Verwandten und -Gefährten

Wie alt sind die das heutige Reden über die Primärbindungen bestimmenden Wörter? Die Aufmerksamkeit des Durchschnittsbürgers für den Sprachwandel richtet sich meist auf ungewohnt *neue* Wörter und Ausdruckselemente oder auf Phänomene des *Veraltens* einzelner Vokabeln – man wird im Lauf des Lebens sozusagen sprachlich altmodisch, konservativ. Man wundert sich über Anglizismen, modischen Jargon, Szeneskurrilitäten und auch Sinnverschiebungen in gewohnten Wörtern, und man wird bisweilen wegen seiner Wortwahl nicht (mehr) verstanden. Viel weniger klar ist allgemein, wie alt eigentlich bestimmte Wörter bzw. ihr aktueller Sinn ist, woher sie kommen, worin ihr Erfolg gründet. In unserem Fall geht es um das Wortfeld und das Sinnfeld von Ehe, Familie, Verwandtschaft und Freundschaft. Ich kann hier nur in aller Kürze auf das Alter und den (möglichen) Gebrauchsursprung einiger zentraler, heute und morgen durch diesen Raum schwirrenden Vokabeln hinweisen. Dazu habe ich mich der einschlägigen historisch, soziologisch und philosophisch orientierten Lexika und deutscher Wörterbücher bedient. Ich gehe von Wort zu Wort in die Vergangenheit zurück, beginne also mit dem jüngsten Wort.

1. Dieses jüngste Wort, die *Mitliebenden*, existiert praktisch noch nicht im deutschen Begriffsschatz. Raimund Rilling hat es durch eine winzige Manipulation des Titels in unser Thema geschmuggelt. Er hat die – von Karin Hausen vorgeschlagenen – *Mitlebenden* (auch sie sind noch kein soziologischer Terminus!) durch sein ‚i‘ zu *Mitliebenden* gemacht – auf einen kaum zu präzisierenden, aber irgendwie treffenden Verdacht hin. Man wird sehen, ob dieses Kompositum im künftigen Beziehungs-Sinnfeld Karriere macht. Ich habe es nirgends gefunden – nicht einmal im großen Grimmschen Wörterbuch. Ein Genshagener Neologismus – Respekt!

2. Alles soziale Tun, Verhalten und Bewerten können wir uns heute nur als oder ausgehend von *Beziehungen* vorstellen. Heute! Aber ich selbst z. B., Jahrgang 1939, habe meine erstes Lebensdrittel noch nicht in Beziehungen zugebracht, sondern in Bindungen, Lagen oder Verhältnissen, das zweite Drittel vor allem in Strukturen. Erst seit zwei Jahrzehnten sind es nun Beziehungen. Woher kommt dieses Wort? Was drückt es aus? Zum soziologischen Grundbegriff hat dieses Wort der Soziologe Alfred Vierkandt in den 20er Jahren gemacht; für ihn repräsentiert es individuelle Sozialität par excellence: Geselligkeit, Einsamkeit, Abhängigkeit, gegenseitigen Austausch. Er dachte den Menschen erst einmal als nackte, vereinzelte Monade, bevor er ihn mit Beziehungen ausstattete, durch Beziehungen vergesellschaftet (sah). Von diesem sozialtheoretischen Tatort aus hat das Wort als Zentralbegriff individueller ‚Sozialität‘ Karriere gemacht und ist von dort aus allmählich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in das alltägliche Sprechen eingewandert. Heute ist es ein unbestrittenes Schlüsselwort unserer Sozialideologie.

3. Das Wort *Ehe-Paar* hat erstmals Goethe benutzt. Man erinnere sich an ganz andere, ältere Sinnaspekte von Paar (zwei Gleiche) - etwa an ein Paar Schuhe, der Paarhufer, Geschwisterpaare etc., sowie an das tierische sich Paaren. Erst von hier aus, dem Gebrauchssinn von formal bzw. sachlich gleichen Zweitheiten, ist die geschlechterpolitische Umwälzung hin zur rechtlichen, ökonomischen und sexuellen Gleichheits-Programmatik zu verstehen, der seit den 1960er Jahren begann. Noch im grundsoliden soziologischen Wörterbuch von Bernsdoff (1969) hat das Kompositum *Paar-Beziehung* noch keinen eigenen Text, sondern ist lediglich Stichwortgeber für die ausführlichen Artikel über *Ehe*, *Freundschaft*, *Gruppe* und *sozialer Kreis*. Ob es inzwischen Karriere als soziologischer Grundbegriff gemacht hat, konnte ich nicht klären – vielleicht tut dies Günter Burkart für uns.

4. Die *Zweierbeziehung* hingegen, ursprünglich wohl gegen die programmatische Promiskuität der antiautoritären Liebes- und Lebensexperimente in Stellung gebracht, wurde erst vor gut zehn Jahren (1998) von Karl Lenz zum eigenständigen Kernbegriff für alle möglichen *personal relationships*, ihre Bildungen ebenso wie ihre Auflösungen, erhoben. Hauptgründe sind der Geltungsverlust der Monogamie und die Aufwertung anderer, eben nicht heterosexueller, lebenslanger und staatlich sanktionierter Liebes-, Lust- und Lebensbindungen. Vorher gab es *Einer-* und *Zweierkajaks* und dergleichen. Das *Paar-* und die *Zweier-Beziehung* sind erst im letzten Jahrzehnt zu austauschbaren Programm-Wörtern dafür geworden, was uns nach dem Gleichheitsgrundsatz leitet bzw. leiten sollte.

5. *Partner* ist ein englischer Einwanderer im 19. Jahrhundert. Sein Herkunftssinn läuft damals hinaus auf ‚Teilhaber‘ (Risikovermeidung im Handel) bzw. ‚Teilnehmer‘ bei Tanz und Sport. Erst in neuester Zeit (ca.1950ff.) hat es sich zum gleichheitsideologischen Passepartout aller sozialen Funktionen, darunter natürlich auch zum Sexual- bzw. Ehepartner-Sinn hin verschoben und verbreitet. Ein enger ‚Vertrauter‘ der *Paar-* und *Zweier-Beziehung* also.

6. Der uns heute geläufige Sinn der Wörter *Familie*, *Verwandtschaft* sowie *Eltern* stammt aus der Übergangszeit zur Moderne vom 17. zum 19. Jahrhundert. Als Eltern verstand man vorher die *Älteren* (ein schlichter Komparativ von *alt*) im Kontrast zu den Jüngeren, nicht (nur) seine Erzeuger. Verwandte waren alle möglichen, jemand aus den verschiedensten Gründen *nahe stehenden* Leute (oder Sachen) - ohne klare genealogische Abstammung und Position. Die Familie war ein Lehnwort aus dem Französischen (17. Jh.) und wurde, vor allem von partiarchalischer Männerseite und von demographischer, steuerlicher und militärischer Staatsseite zur *Umbenennung* des *Hauses* bzw. *Hauswesens* (mit Besitz, Frau, Kindern und Gesinde) benutzt. Erst im 19. Jahrhundert fungierte es zunehmend als Kernbegriff der bürgerlichen Sozialverfassung: die *Kleinfamilie* in der Koppelung des gegen Lohn arbeitenden Mannes mit der haushaltenden Frau, also dem Beruf draußen und dem Konsum und der Kinder drinnen.

7. Die hier ältesten Wörter sind die *Liebe*, die *Ehe* und die *Freundschaft*. Der altdeutsche Ausgangssinn von *ê* (*Ehe*) meint Gewohnheit, Dauer, Vertrag; sein Sinn verengt sich erst seit dem 12. Jahrhundert zur legitimen (und geheiligten) Mann-Frau-Monogamie. *Ehe-Gatten* nennt man beide nicht vor dem 15. Jahrhundert, als

*Ehe-Leute* erscheinen sie schon früher. Die *Freundschaft*? Ihre Sinngeschichte ist so übertoll an Aspekten und Wandlungen – seit der griechischen Antike! -, dass sie hier nicht in wenige Sätze zusammengefasst werden kann. Man beachte nur, welche Sinnrichtung ihr alter Gegenbegriff (Antonym) andeutet: die *Feindschaft*. Darüber hinaus kann im alteuropäischen Millennium Freund-schaft für schier alles ‚Gute‘ im Dasein stehen – unter der Voraussetzung, dass sie auch im Heiligen verankert ist, also ein Dreiecksverhältnis mit göttlicher Spitze meint. Welcher Graben schließlich im katholischen Denken, Rechten und Richten zwischen der *Liebe* (*caritas*) und der Lust (*concupiscentia*) ausgehoben, gepflegt und überbrückt wurde, wird noch anzudeuten sein. Die spätere Liebes-Heirat/Ehe und die moderne Liebes-Intimität gehören jedenfalls nicht dazu.

Abschließend ist festzuhalten: Das Wörterinstrumentarium zur Sache ist zeitlich enorm geschichtet. Die uns besonders treffend bzw. passend erscheinenden Wörter sind die jüngst gebräuchlichen, nicht älter als ein oder zwei Dutzend Jahre: *Partner*, *Paar-*, *Zweierbeziehung*. Die ältesten deutschen Wörter – *Liebe*, *Ehe*, *Haus*, *Freundschaft* - weisen in Gestalt ihrer lateinischen und griechischen Vorgänger bis in die Antike zurück, haben aber im Mittelalter einen ganz anderen, christlichen Sinn angenommen und wurden im Übergang zur Moderne wiederum grundlegend umgedeutet, aber auch durch weitere ergänzt: das *Ehepaar*, die *Familie*, die *Verwandtschaft*, die *Eltern*, auch der *Haushalt* sind diese Neuerwerbungen im Sprachschatz. Die Gesamtgeschichte geht aber nicht in nur diesen beiden großen semantischen, d.h. bedeutungsgeschichtlichen Umbrüchen von der heidnische Antike zum christlichen Mittelalter und von dort in die säkularisierte Moderne auf. Ein dritter großer Umbruch scheint im Gange, dessen Zeugen und Mitlebende, ja Mitgestaltende wir alle selber sind. Was für ein dritter Umbruch ist das?

So weit mein wort- und begriffsgeschichtlicher Einstieg.

## 2. Das christliche Bilddogma von der heiligen Familie

Nun zur Wert- und Norm-Geschichte. Das wichtigste ‚Paar‘ in der alteuropäischen Geschichte ist ziemlich sicher nicht Adam und Eva, Orpheus und Euridike, Romeo und Julia, Otto III. und Theophanu, Abelard und Heloise, Franziskus und Klara, Tristan und Isolde, sondern Jesus und Maria. Und dies hatte höchst wichtige Gründe und höchst eigenartige Folgen.

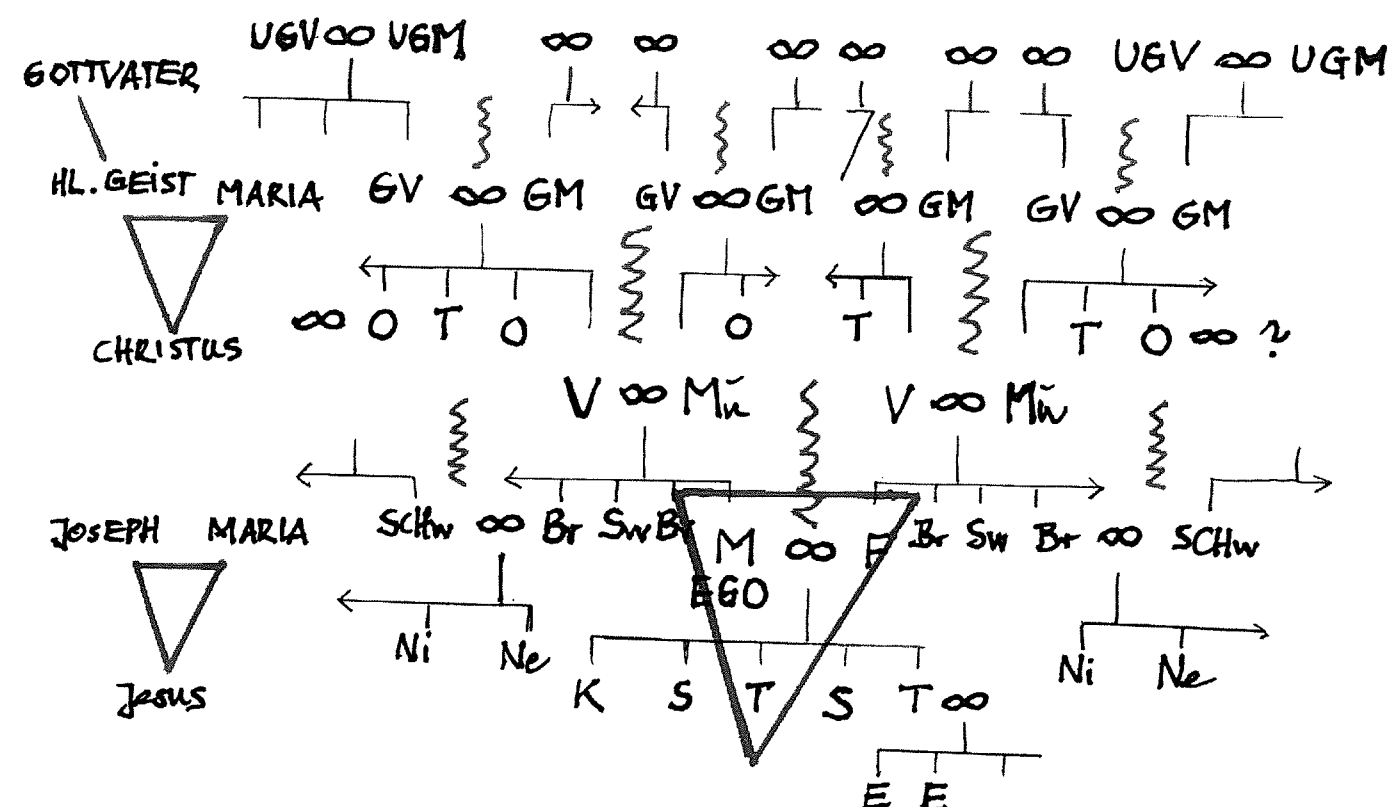
Lassen Sie mich auf diese These mit einem ersten Schritt mithilfe eines Beziehungsdiagramms vorbereiten.

„Ach wär das ein Leben, das wär ein Genuss, wenn man vergessen  
könnte, dass man verwandt sein muss.“

So beschließt das Mädchen *Fennimore* verzweifelt ihr vom Literaten Georg Kaiser geschriebenes, von Kurt Weill kongenial vertontes Schicksalsgedicht. So fatal, wie es dieser Song aus der Zwischenkriegszeit ausdrückt, ist es nun doch nicht, und so ist es vor allem geschichtlich nicht gewesen. Die unentrinnbar ‚natürliche‘, durch Zeugung begründete Verwandtschaft regiert das genealogisch-soziale Denken erst seit der Moderne.



Historiker (und auch Ethnologen) müssen diesem Axiom deshalb nicht huldigen. Sie haben genügend Gegen-Beweise im Gepäck. Sie können ketzerische Fragen stellen. Fragen etwa wie: *Wie* denn ver-wandt? Und mit *wem*, mit *wie vielen* Mitmenschen? Und wenn, mit welchen Folgen fürs Leben (und Lieben)? Auf solche Fragen gibt die Geschichte sehr verschiedene Antworten. Der heutige Wissenskonsensus ist einfach und klar. Denkt man sich etwa einen verheirateten Mann in seinen verwandtschaftlichen Konnektionen, also sein Verwandtsein als genealogisches System, dann ergibt sich, in graphischer Form, folgendes Bild (Abb. 1):



Das verheiratete Ich, der Mann (Ego/M), verbunden mit seinem Ehe-,Partner'(F) (markiert als liegende Acht: oo), hat unter sich – absteigend – die mit ihren Eltern (M als Vater /F als Mutter) verwandten Kinder (Söhne, Töchter: K, S, T), bisweilen auch bereits Kindeskind, also Enkel (E). Direkt neben sich hat er seine nur mit ihm, nicht mit seiner Frau verwandten verheirateten bzw. ledigen Geschwister sowie deren angeheirateten Geschwister, die Schwäger (SCHW) und Schwägerinnen. Mit ihnen ist das Ego nicht verwandt. Gleiches gilt natürlich auch für die ‚Seite‘ seiner Frau. Mit jeder (ehelichen) Geschlechtsverbindung kommen also zwei in den jeweiligen Geschlechtspartner (M/F) gewissermaßen ‚mündende‘ Verwandtschaftsgruppen in Kontakt, aber erst die Kinder sind mit beiden, der sog. väterlichen und der mütterlichen, Linie verwandt. Nur für die Kinder, wohlgeachtet. Die anderen bleiben ‚Angeheiratete‘. Jede dieser Gruppen ist im aufsteigenden (d. h. in frühere Generationen zurückführenden) Sinne schier unendlich verzweigt verwandt. Aber wir haben – im Gegensatz zu anderen Sozialsystemen – nur wenige spezifische Wörter für diese vertikalen und lateralen Verwandtschaftsgrade und –stufen: Mutter (M) und Vater (V), Onkel (O) und Tante (T), Nichte (NI)

und Neffe (NE). Alle über den zweiten bzw. dritten Grad hinaus bzw. zurückführenden Positionen versuchen wir durch Präfixe wie Groß-, Urgroß-, Ururgroß-Mutter usw. kombinatorisch auszudrücken (GM, UGM, UUGM). Aber sie spielen – ohnehin im Regelfalle Verstorbene – keine große Rolle in unserem sozialen Denken, außer bei denjenigen, die erbgutsfixiert leben und glauben (sowie bei Genetikern, dort aus den verschiedensten Motiven). Soweit ‚unser‘ biologi(sti)sches Verwandtschaftswissen mit der Stellung der Zweierbeziehung als trennendem und vereinendem Grundelement in der Mitte, als ‚Ort‘ der Verwandtschaftsbildung im nahezu unendlichen Feld der sich verzweigenden, mütterlichen und väterlichen, geschwisterlichen und angeheirateten ‚Linien‘ von Vorfahren, Seitenverwandten und Nachkommen.

Betrachten Sie nun für das Folgende das Gemälde von Andreas Giltlinger, entstanden 1522 (Abb. 2). Es zeigt in der Mitte das nackt auf dem Boden liegende Jesuskind, links die kniende jugendliche Maria, auf Gottvater (in einer Wolke) blickend und das Kind anbetend, und rechts in ähnlicher Gebetsgeste den bärtigen Joseph, das Haupt aber gesenkt. Direkt über Jesus schwebt der Hl. Geist in Taubengestalt (man denke an die Brieftaube, den schnellsten Boten der Vormoderne!) inmitten eines von Gottvater ausgehenden, auf Jesus gerichteten und ihn erhellenden Lichtkegels. Den Kegel hat man als Licht der Erlösung zu verstehen. Der heilige Geist ist übrigens deshalb Gott bzw. Teil Gottes, weil er als Bote aller Offenbarungs-Gewissheiten dient. Hier im Bild ist er das verbindende Medium zwischen Gottvater und Christus, die vermittelnde ‚Mitte‘ der Trinität. In anderen Situationen verkündet er Maria, dass Gott sie auserwählt hat, den Gottessohn zu gebären. Oder er erleuchtet die Jünger in der Pfingstbotschaft als Flamme über ihren Köpfen. Oder er flüstert den Kirchenvätern (wieder in Taubengestalt) den Sinn einer Bibelstelle ins Ohr. Der für radikal säkularisierte und auch gleichgültige Mitmenschen so schwer zu verstehende heilige Geist ist also – unter anderem – der Dauerbote zwischen Gott und den Gläubigen, das vitale göttliche Verbindungselement, ähnlich dem Licht und der Luft, ohne die wir nicht leben können. Die Köpfe aller fünf Gestalten sind von einem Heiligenschein umgeben; sie sind somit heilig. Mehr theologische und bildkundliche Erläuterung ist für das Folgende wohl nicht erforderlich.

Die dreieckige Konfiguration der *heiligen Familie* ist hervorgegangen aus den evangelischen Berichten über die Geburt Jesu und die Flucht nach Ägypten. Sie gehört zu den wichtigsten und häufigsten christlichen Bildmotiven seit dem Sieg des Christentums. Dass sie dabei wichtige Modifikationen durchlief, muss hier beiseite bleiben. Sieht man dieses Bild nun mit ‚unseren‘ genealogischen Augen, dann fällt auf, dass sämtliche in den Evangelien genannten näheren Verwandten Marias, Josephs und Jesu, etwa Joachim und Anna, die Eltern Marias, sowie die Halb-Geschwister Jesu aus der vorigen Ehe von Joseph, schlichtweg fehlen. Dieses Fehlen hat System! Außer dem spätmittelalterlichen Anna-Selbdritt-Motiv (bekannt z. B. durch Leonardo da Vinci) spielen diese weiteren Verwandten der drei Menschen im Dreieck der hl. Familie keine Rolle in der christlichen Bildtradition. Die heilige Familie ist, zugespitzt gesagt, *anti-verwandtschaftlich* ausgerichtet. In die Abbildung 1 eingepasst heißt dies: nur ein Vater-Mutter-Kind-Dreieck ist relevant – nicht mehr, keine weiteren Seiten-, Herkunfts- und Nachkommensverwandte sind erfasst!

Diese Verengung ist leichter zu verstehen, wenn man die Gesamtfiguration selbst eben nicht humanverwandtschaftlich, sondern *gottesverwandtschaftlich* betrachtet – die Heiligenscheine bezeugen ja



die Sakralität der Figuren. Und so sollte das in der christlichen Vormoderne gesehen und begriffen werden – mit langfristigem Erfolg! Gott hat sich, um die Menschheit von ihren Sünden zu erlösen, „persönlich“ in die Humanbeziehungen „eingemischt“. Mit Marias keuscher (unbefleckter) Empfängnis des Gottessohns durch den Heiligen Geist als Medium entsteht eine *völlig singuläre Kleinfamilie* – unter Ausschluss aller weiteren „normalen“ Humanbeziehungen. Sie bleibt auf die drei primären Bindungen begrenzt. Deren „Ecken“ nehmen aber ganz verschiedene und zugleich mehrere, auch in sich widersprüchliche Bedeutungen an. Also Achtung! Es geht hier um diverse Anomalien und Mehrfachbedeutungen. Auch sie lassen sich dadurch veranschaulichen, dass man sie die in Abbildung 1 vorgegebene Beziehungsstruktur einträgt: Joseph wird hier direkt durch den heiligen Geist und indirekt durch Gottvater ergänzt bzw. ersetzt.

Um welche Bedeutungen geht es? Nur eine ganz kurzer Klärungsversuch.

1. *Joseph* bildet noch das einfachste Eck-Glied. Er ist, ein alter Mann, der Stief-Vater Jesu und der keusche Gatte Marias – ein Ehemann also ohne den zentralen Ehe-Zweck – aber er sorgt für Maria und das Kind (nur das eine!), kümmert sich ums äußerliche Leben. Das zeigen viele andere Bilder der hl. Familie. Joseph ist im genealogischen und sakralen Sinne eine entbehrliche Figur – er führt eine „Schein“-Ehe unter seinem Heiligenschein.

2. *Maria* verkörpert – ebenso seltsam – Josephs keusche Ehefrau. Zugleich ist aber eine natürliche, ihr Kind stillende und aufziehende Mutter, aber dennoch eine göttliche, keusche, jungfräuliche Mutter. Weiter kann man sie als die „Braut“ des Heiligen Geistes, als dessen Frau verstehen, von dem sie ja empfangen hat (in welcher Form immer: durch das Ohr, ins Herz usw.). Und auch als Braut Christi ist sie verstehbar und schließlich als die Mutter Gottes überhaupt. Maria: menschliche Ehefrau, schwangere Jungfrau, Braut, d. h. Ehefrau, und Mutter des dreieinigen Gottes in einer Person.

3. *Jesus* ist Josephs Stiefsohn, Marias leiblicher Sohn, als *Christus* Gottes Sohn, als ein Element der Trinität aber zugleich in Analogie zum hl. Geist der Bräutigam Marias; schließlich auch Vater seiner selbst: Kind/Sohn, Geliebter/Liebender/Erzeuger, Vater/Geist.

Wie kommt diese hochkomplexe Außerkräftsetzung der sexuellen, ehelichen und familiären Beziehungskriterien, der Vertauschung, Überlagerung und Umdefinition von elementaren, verwandtschaftlichen Verhältnissen (Ehemann-Ehefrau, Vater, Mutter, Kind, Sohn) zustande? Durch die Kombination zweier Prinzipien: der göttlichen *Trinität* von Vater, hl. Geist und Sohn mit der Virginität Mariens – anders gesagt: durch die Verdoppelung der Vater-Positionen (inklusive Josephs sogar eine Verdreifachung) und in der Tilgung des Geschlechtlichen zugunsten des Spirituellen in der Gestalt und Position Marias. Es gehört zu den substantiellen Eigenheiten der alteuropäischen Glaubensgeschichte, dass dieses paradoxe Gefüge der hl. Familie eine enorme langfristige Wirkung im Rahmen der christlich-kirchlichen Glaubensnormen und –praktiken entfaltet hat.

Bevor nun angedeutet wird, in welchen historischen Details sich dies zeigt, ist noch darauf hinzuweisen,

wie man sich die langfristige und tief greifende normative Wirkung des Vorbilds der hl. Familie vorzustellen hat. Ihr tagtäglicher und allgegenwärtiger Glaubensdruck auf den Klerus und die Gläubigen war möglich, weil ihr religiös-sozialer Sinn im Ganzen und in seinen Teilen – ich wiederhole: relativierte, vertauschte und verdoppelte Primärbindungen, heilige, reine Keuschheit und Spiritualität versus sündige Ehe, unreine Fleischeslust – in allen Grundformen des christlichen Wissens enthalten war (Vater unser, Glaubensbekenntnis, Gebote, Ave Maria und andere Gebete, Messegesänge, Kirchenlieder, Heiligengeschichten, Predigten) und weil dieser in allen kirchlichen *Riten und Gebräuchen* (sonntäglicher Kirchgang, alle Sakramente: Priesterweihe, Beichte und Buße, Abendmahl, Taufe, Firmung, Heirat, Tod) beständig wiederholt und in seiner Geltung bestätigt wurde. Getaufter Christ zu sein, katholisch zu sein, so wurde es im Glaubensbekenntnis stetig wiederholt, das hieß, dieses Wissen stets im Ohr und vor Augen zu haben, im Munde zu führen, ob nun verordnet oder geboten, ob äußerlich formal befolgt oder aus Innerstem nachgeahmt. Niemand, der als Christ zur kirchlichen Sünden- und Erlösungsgemeinschaft gehörte, konnte sich davon ausschließen. Aus der Kirche in freier Wahl, auszutreten, wurde erst im 19. Jahrhundert möglich. Wenn man nicht dazugehörte, war man entweder Ketzer, Jude, Muslim oder Heide (und somit nicht rettbar).

Da in der Diskussion nachgefragt wurde, wie sich nun Adam und Eva, das erste Menschen-Paar, in diese Konzeption samt ihrer bildlichen Tradition fügte, sei hier nur Folgendes kurz angemerkt. Es gibt vier Momente im alttestamentarischen Schöpfungsbericht, die bestimmend für die Bildtradition wurden: die Schaffung Evas aus Adam zu seiner Gesellschaft, die Verführung Adams durch Eva, vom Baum der Erkenntnis zu essen (Erbsünde), die Vertreibung beider aus dem Paradies sowie ihr gemeinsames mühevolleres Arbeits-Leben danach, im Schweiß ihres Angesichts, im Zeichen von Tod und Erbsünde. Gerade die vierte Situation ist es, die in der alteuropäischen Bildtradition als Vor-Bild für das Zweier-Leben von Mann und Frau in harter, büßender Arbeit gewirkt hat – Adam mit der Hacke, Eva mit der Spindel und mit Kain an der Brust. Diese Szene und ihre bildliche Fassung wird zum Inbild des irdischen Loses von Mann und Frau samt ihrer Bewährungschancen – wiederum ohne verwandtschaftliche Erweiterungen (Kinder, Kindeskinde usw.). Im späteren Mittelalter stellt man sich dann vor, Gott habe Adam und Eva miteinander verheiratet, sie bereits im Paradies zu Eheleuten gemacht. Der Akzent des Leitbildes vom sich abmühenden ersten Menschgespann liegt also auf seiner bußideologischen Bedeutung sowie seiner späteren *ehe*-ideologischen Umformung, nicht auf ihrer familiären Erweiterung samt ihrer erlösungstheologischen Begründung wie in der hl. Familie. Adam und Eva stehen in dieser Bildtradition für das innerweltliche Bußwerk der Menschheit: Arbeit und Nachkommenschaft.

3. Grundelemente des langfristigen Entwicklungstrends: der Kampf der christlichen Kirche für die Ehe und gegen die Verwandtschaft.

Die folgenden Sachzusammenhänge sind nur selten präzise datierbar, gerade auch deshalb, weil sich ihre Ausbildung und ihre Verbreitung so enorm lange hinziehen – ein fast, immobile, Geschichte also. Erschwerend kommt hinzu, dass die Zeugnisse darüber vielfach eher normativen Charakter haben, als Soll überliefert sind. Wie weit sie im Alltag der Leute ankamen bzw. vom Klerus und anderen Herrschaftsträgern

durchgesetzt werden konnten, bleibt dabei im Dunkel. Ich gliedere meine Aufzählung dennoch grob chronologisch. Dabei soll die Durchzählung der Phänomene allerdings keine Rangordnung sein; dazu ist die Erforschung dieser Zusammenhänge noch nicht weit genug gediehen.

A. Spätantike und früheres Mittelalter (300-1100)

1. Seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. Geburt setzen kirchliche und staatliche Endogamie-Verbote ein – d. h. antike, Verwandten'-Heiraten, wie die der kinderlosen Bruderfrau (Levirat) oder die der Schwester der Frau nach deren Tod (Sororat), die der Nichte bzw. der Cousine werden diffamiert. Diese Verbote werden weit ins Mittelalter hinein ausgeweitet – bis zum 7. Verwandtschaftsgrad. Alle, zu geburtsnahen Geschlechtsverbindungen werden also unter Inzestverdacht – Blutschande – gestellt.

2. Deutlich zeichnet sich auch der Trend zur Bilateralisierung des Verwandtschaftsdenkens ab – d. h. die väterliche und die mütterliche Linie werden als gleichrangig aufgefasst, was eine Abschwächung der Orientierung an der antiken Patrilinearität bedeutet. Man nennt dieses Verwandtschaftsdenken und seine praktischen Folgen *kognatisch* (im Gegensatz zur agnatischen Bevorzugung der männlichen Linie). Ein indirekter Schritt zu mehr Eben-Bürtigkeit der Geschlechter steckt in dieser Parallelisierung der Herkunftsorientierung.

3. Schon früher begannen Abschwächungen der römischen Gewalt des Hausherrn (*patria potestas*) gegenüber der Ehefrau, den Kindern sowie dem Besitz. Mit dem Christsein nämlich wandelt sich der Hausherr vom Hauspriester (Ahnenkult) zum Mitglied der lokalen Glaubens- und Kultgemeinde (Pfarrei) mit bzw. neben seiner Frau; zudem verliert er das Tötungsrecht und das Anerkennungsrecht über die erwachsenen bzw. neugeborenen Seinen: an die Stelle seines Akzeptanzrechts tritt nun die Kinds-Taufe.

4. Im moralischen Denken und Rechten der Kirchenväter über die fleischliche Lust (Sexualethik) bildet sich ein eigentümliches Konzept heraus. Als (ohnehin sündhafter) Ort der fleischlich-körperlichen Vereinigung wird allein die legitime Ehe mit dem alleinigen Zweck der Zeugung von Nachkommen geduldet. Ihr wird das Ideal der lebenslangen Enthaltensamkeit gegenübergestellt, das besonders die Asketen, insbesondere die keusch und arm lebenden Mönche und Nonnen, aber auch die Priester erfüllen. Die Witwe wird zur weiblichen Vorbildfigur, da sie in ihrer ersten Lebensphase zuerst die Zeugung der Nachkommen gewährleistet, danach dann das keusche Weiterleben wählt.

5. Hinzu kommt weiter die Propagierung der lebenslangen Ein-Ehe (Monogamie), verbindlich für alle sozialen Gruppen bzw. Klassen, ob Aristokraten oder Sklaven. Damit wird die Scheidung von Mann und Frau massiv erschwert.

6. Mitentscheidende Tragweite hat auch die Vorstellung, dass Mann und Frau durch die geschlechtliche

Vereinigung Verwandte, im Fleisch würden (paulinische *unacaro*-Doktrin). Dies bedeutet eine grundlegende Änderung im Menschenbild der Zeit. Nicht nur die Geburt, sondern auch der Koitus schafft Verwandtsein! Eine zentral wichtige Ausweitung der Verwandtschafts-genese, nicht der befruchtende Same allein schafft Verwandtschaft (das weibliche Ei war noch unentdeckt), sondern schon die leibliche Vermischung (*immixtio carnis*).

7. Schließlich wird dem fleischlichen Verwandtsein, erboren oder erheiratet, die *geistliche* (spirituelle) Verwandtschaft zur Seite gestellt. Sie entsteht durch die Taufe, die soziale Mutation eines Menschen zu einem Christen. Zum einen wird der Taufritus als eine Neugeburt, als eine Umwandlung zur Gottes-, Kindschaft' und zur Geschwisterschaft mit allen Christen unter einander und zur Bruderschaft, in Christo' aufgefasst. Darüber wacht der Pfarrer als 'Vater' der Gemeinde. Zum anderen entsteht mit der Patenschaft von nicht mit den Eltern verwandten Erwachsenen über den Täufling dessen Eltern (als 'natürlichen' Erwachsenen) gegenüber eine spirituelle *Rivalität*, denn die Paten werden im Taufritus für die geistliche Erziehung und Formung des Täuflings, seine Lebensführung als Gläubiger verantwortlich gemacht. Eine wichtige Schwächung der Rolle der erborenen Primärverwandtschaft. Diese Grundform der 'gemachten' spirituellen Verwandtschaft bildet den Ausgangspunkt für eine Fülle von sozialen Bindungen im Mittelalter, die alle unter den primären Verwandtschaftsbezeichnungen 'segeln': man verkehrt mit dem Pfarrer als Vater (*pater*); der wiederum spricht vom Gemeindemitglied als seinem Sohn; man versteht sich in den meisten Genossenschaften (Klosterkonvente, Zünfte, Dorfgemeinden, Gilden) als Brüder oder Schwestern und spricht sich entsprechend an. Im Mittelalter ist also jeder Christ doppelt verwandt: fleischlich/sexuell und geistlich/spirituell.

8. Alle diese sich ganz allmählich ausprägenden Vorstellungen und Formen von sozialen Nahverhältnissen (1-7) führen langfristig

- zum Bedeutungsverlust der geburtsverwandtschaftlich weit gefassten Sippe (bzw. Clan),
- zur Einschränkung der Vielehe (ob als Nebeneinander oder als Nacheinander der Frauen),
- zur Mischheirat (Konubium) unter den verschiedenen sozialen Ständen und regionalen Lebenskreisen (ein Adliger heiratet (s)eine Sklavin, ein Bürger eine Bäuerin),
- zur Schrumpfung der wirtschaftlichen Basis der primärverwandtschaftlichen Gruppen, d. h. der bäuerlichen, handwerklichen, aber auch aristokratischen 'Häuser' zu ehelich strukturierten Haushalten
- mit dem Mann-Frau-Gespann im Kern, den Kindern und dem mobilen Gesinde im Schlepptau.

9. Schließlich bilden sich die 'Verzichtenden' zu dem moralisch, kultisch und kulturell leitenden, ja herrschenden Stand des *Klerus* aus – man könnte von der Erfindung eines dritten, dem sexuell neutralen Geschlecht über den Männern und Frauen sprechen. Die Geistlichen – vor allem Männer – sind als die vorbildlichen Menschen zur Anleitung aller Gläubigen zum rechten Leben berufen, ausgebildet und sakramental legitimiert (Priesterweihe).

B. Späteres Mittelalter (1100-1500)

Im späteren Mittelalter gewinnen die oben genannten Phänomene zunehmend an Kontur und werden durch folgende Vorgänge ergänzt:

10. Indem der Klerus den ursprünglich verwandtschaftlich organisierten Heiratsritus in die Kirche verlagert und die Ehe zum Sakrament aufwertet, wird das Sozialmodell der Monogamie durchgehend verbindlich; die Ehe wird heilig. Gott, nicht die elterlichen Verwandten, stiftet – in Gestalt des ihn vertretenden Priesters – nunmehr die Geschlechtsverbindung und sanktioniert ihr Ziel: die Zeugung und Hege von Nachkommen, die Mühsal der täglichen Arbeit und die jährliche Entrichtung des materiellen Solls an Klerus und Aristokratie (Zins, Zehnt, Steuer, Zoll). Dabei werden Mann und Frau zunehmend als nebeneinander stehend aufgefasst (Ehe-Genossenschaft', Konsensehe). Die Kirche bildet als Wächterin über die angemessene Eheführung ein detailliertes Eherecht aus und kanalisiert alle Abweichungen (Dispenspolitik, natürlich gegen deftige Gebühren).

11. Um die fest definierte, 'starke' Kernform des monogamen Gespanns plus der Kinder und dem Gesinde lagert sich eine, 'schwache', aber flexible und pulsierende Vielfalt von erborenen, angeheirateten und rituell gemachten Nahverwandten, bestimmt von der weiter zunehmenden Gleichsetzung der väterlichen mit der mütterlichen Linie, also den kognatischen Verbindungen, aufgemischt mit patenschaftlichen sowie bruderschaftlichen Solidaritäten und paternalen Abhängigkeiten (Schwäger, Gevatter, Gesellen, Gönner, Freunde, Gefährten, Klienten, Diener). Man spürt hier sehr deutlich, wie erfolgreich der Kampf der Kirche gegen die praktische Macht der erborenen Verwandtschaftsbande war. Die sozialräumliche Gestalt der Integration der Primär-Zellen und ihrer Milieus, d. h. der Höfe und Häuser ist die *Einwohnerschaft*: Jede(r) hat zwar seinen (Vor)Namen, gehört aber zum Lebenskollektiv vor Ort: ist Bauer Karl oder Schmied Franz in Köln oder in Bocksfeld und versteht sich so nach oben zur Herrschaft und nach außen gegenüber Fremden.

12. Auf der Seite des Einzelnen, gleich ob Mann oder Frau, führt die kirchliche Vorschreibung der jährlichen Pflichtbeichte beim Pfarrer der Ortsgemeinde (1215) zur Ausbildung eines individuellen Verfehlungsbewußtseins diversen Geboten gegenüber, vor allem aber in 'Lustsachen' und ihrer Regulierbarkeit durch Geständnis, Reue, Buße und Absolution. Eine Verinnerlichung der Sexualmoral des Einzelnen ist die Folge; das Gewissen als geschlechtsneutraler Kern im Christenmenschen beginnt, Männer und Frauen einander ähnlicher zu machen. Die menschliche Seele gewinnt an innerer Substanz, sie wird irdischer und persönlicher.

13. Exkursartig sei ergänzt: Was man über die Entstehung der 'Liebe' (*amor*), nicht des kruden Begehrens (*concupiscentia*) weiß, vor allem durch den schulischen Unterricht über die höfische Literatur (Minnesang, höfische Epen), lässt sich nicht verallgemeinern zur Geltung für jedermann (also etwa auch für Leibeigene oder Handwerker relevant und verbindlich). Den ritterlichen 'Liebesdienst' kann man als eine von der



Kirche geduldete imaginäre Verkehrung bzw. Aufhebung der aristokratischen Monogamie verstehen, als eine symbolisch-literarische Feier der Untreue zur Kompensation der konkreten Ehezwänge – in die im Übrigen fast alle ritterlichen *aventiuren* münden. Der Gral ist die laikal-ritterliche Fassung der Liebe und Gnade Gottes (*caritas/gratia/pietas*) – in Ergänzung zur wahren Reinkarnation des Gottessohnes in der Eucharistie.

14. Unübersehbar wichtig für die ‚materielle‘ Seite der Geschlechtertrennung und –verbindung (*gender*), auch und gerade in ihrer produktiven ‚Paarförmigkeit‘, ist die Ausbildung der wirtschaftlichen *Arbeitsteilung* in den ländlichen und städtischen Haushalten. Egal ob auf dem Bauernhof, in der Handwerkerwerkstatt oder im Handelskontor, überall wird die ehedpaarliche Verwieseneit der kindertüchtigen Erwachsenen gesellschaftlich gefestigt. Dazu kommt der Markt- und Geldbezug ihres Werkens und ihrer Werke, der die Produktivitätssteigerung der paarwirtschaftlichen Arbeitsorganisation fördert. Das ‚Paar‘ und sein Haushalt wird zum Index eines allmählichen ‚Fortschritts von unten‘.

#### C. Frühe Neuzeit und Übergang zur Moderne (1600-1850)

Der kirchliche Haupterfolg bei der Entwicklung der Primärbeziehungen im Mittelalter besteht also in der Durchsetzung der Ehelichkeit der nachkommens- und besitzorientierten Geschlechterbindung, was auch für die Autoritätsverhältnisse zwischen Mann und Frau von Bedeutung war. Der Mann regierte sein Haus und die Seinen, blieb der ehopolitisch bestimmende Teil. Aber die Frau konnte als seine Genossin gelten und ihn ersetzen (als Witwe) oder repräsentieren (in seiner Anwesenheit). Parallel dazu erreichte die Kirche einerseits der Abschwächung der erborenen Verwandtschaftssolidaritäten, ermöglichte andererseits diverse Ergänzungen des sozialen Nahmilieus um Haus und Eheleute durch gemachte, d. h. rituell geschlossene Beziehungen: Zunftbrüder, Paten. Freunde usw.

15. Die Spaltung der Kirche im Prozess der Reformation erbrachte für den protestantischen Teil der Christen die Abschaffung der Mönchs- und Nonnenklöster sowie das Ende des Priesterzölibats. Damit war der Weg frei –Martin Luther ging hier theoretisch und praktisch voran, und die protestantischen Landeskirchenregimente stützten diese Perspektive – für eine nochmalige *Aufwertung der Ehelichkeit* des Arbeits- und Soziallebens. Der kinderreiche protestantische Pfarrerhaushalt stieg alsbald zum Idealtypus reformchristlicher Lebensführung auf. Der Bußcharakter des gemeinsamen Arbeitslebens begann sich zur Ideologie der innerweltlich belohnten Erwerbsarbeit (Beruf) zu verwandeln. Das eheliche Binnenverhältnis gewann an ethischer und sinnlicher Intimität.

16. Auffällig gegenüber den vielfach offenen Geschlechterverhältnissen im späteren Mittelalter ist eine *Repatriarchalisierung* des Mannes gegenüber den Seinen. Sie wird von den weltlichen und geistlichen Gewalten im Zuge einer präziseren politischen, ökonomischen, rechtlichen und sozialetischen Erfassung der Untertanen in den sich weiter festigenden und verdichtenden Fürstenterritorien betrieben: Der *Hausvater* wird zum die Primärguppen stellvertretenden *Index* der Wehrkraft, der Steuererhebung, des

zivilen Gehorsams und der richtigen Konfession gemacht.

17. Unübersehbar sind auch Anzeichen einer Präzisierung der *geburtsverwandtschaftlichen* Verbindlichkeiten in Gattenwahl und Heiratsverhalten, im Erbwesen, im öffentlichen Denken über die ‚Natur‘ des Menschen. Ein diffuses Probiefeld der Verengung und Präzisierung des Verwandtseins bis hin zur Ausschließlichkeit der ‚Bluts‘-Verwandtschaft bildet sich aus. Man kann diese Vorgänge als eine säkularisierende und naturalisierende Gegenbewegung gegen die kirchlichen Erfolge im Kampf gegen die Verwandtschaft im Mittelalter verstehen.

18. Trotz dieser Tendenzen blieben im alltäglichen Leben die Primärbeziehungen instabil, und man war auf vielfältige Um- und Auswege angesichts der verschiedensten Lebensnöte angewiesen. Der frühe Tod von Mann oder Frau, die Wiederverheiratungszwänge aus wirtschaftlichen Gründen, die unregelmäßige Geburtenfolge, die wechselnden Relationen zwischen Arbeitenden, Essern, Wohnenden im Auf und Ab der mageren und fetten Jahre, der Zwang zur Arbeitsmigration –all diese Phänomene und viele andere gefährdeten die Stabilität der Haushaltung, des Ehelebens, der Elternschaft, der Bleibe, der Heiratschancen, der Ehelichkeit, des Alters usw. Umso wichtiger waren da flexible Solidaritäten, Freundschaften, Gemeinsamkeiten, hilfreich für diverse Zwecke.

19. Entscheidend für die Ausbildung und Durchsetzung der *familialen* Form des ehedpaarlichen und elterlichen Haushaltens und der seelischen Qualitäten seiner involvierten Individuen war die *Einfügung* des Mannes in die Familie. War er ein Jahrtausend kirchlich und herrschaftlich legitimerter Hausherr über die Seinen gewesen, hatte er also seine Familie bei sich gehabt, so wurde er nun über staatliche Initiative und Kontrolle zum Mitglied derselben gemacht, in sie integriert. In dieser *Einfügung* besteht die eigentliche Modernisierung bzw. ‚Verbürgerlichung‘ des Ehepaares, seiner Verbindung von zwei Subjekten, seiner neuartigen Gegenseitigkeit in Attraktion und Intimität – und seiner Erziehungsmoral gegenüber dem Nachwuchs. Anders gesagt: aus dem *Haus* entsteht der *kernfamiliale* Haushalt, aus der ehelichen Sexualherrschaft des Mannes die intimisierte Liebesee, die Wandlung der Frau von der Geliebten zur Liebenden-. dies alles natürlich der *Norm* nach. Und damit einher ging auch eine neuartige Polarisierung der Geschlechtscharaktere, ein neues Kapitel in der Geschichte der Liebe, des Paares und seines Milieus. Und in dieser Paarung erfüllte sich die Kombination von männlicher Lohn- und weiblicher Hausarbeit. Doch das alles ist Thema der modernen Geschichte.

#### D. Schlussthese

Ich hoffe erwiesen zu haben, wie wenig passfähig Wörter wie die Paarbeziehung oder Zweierbeziehung, die Mitliebenden oder die Ehepartnerschaft dafür sind, die sozialen Primärbindungen in der Vormoderne zu verstehen. Zugleich konnte ich hoffentlich zeigen, welche langfristigen und verschlungenen Wege für die Entstehung der modernen ‚Beziehungs‘-Konzepte und –Erfahrungen nötig waren und welche Riesenrollen dabei sowohl die kirchliche Prämierung der Ehe als auch die Schwächung der Verwandtschaft und die

Ausbildung pseudoverwandtschaftlicher Allianzen spielten. Auch die diversen Formen und Aufgaben der *Freundschaft* hatten hier ihren festen Platz und veränderten sich entsprechend.

Um alle Teilvorgänge im ganzen Prozess in abstrakte Verben zu fassen, so könnte man sagen, dass die Geschlechter, Mann und Frau, ihre internen und umgebenden Beziehungen – Ehe, Familie, Verwandtschaft, Freundschaften – sich soziopolitisch und ökonomisch gesehen, zunehmend neutralisierten bzw. egalisierten, anthropologisch gesehen jedoch biologisierten bzw. naturalisierten, kultursymbolisch gesehen entsakralisierten bzw. säkularisierten und schließlich psychophysisch individualisierten und vereinzelterten.

Weiterlesen:

Andreas Gestrich / Jens-Uwe Krause / Michael Mitterauer, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003.

Jack Goody, *Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa*, Berlin 1986.

Albrecht Koschorke, *Die heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch*, Frankfurt a. M. 2000.

Ludolf Kuchenbuch, ... mit Weib und Kind und ... Die Familien der Mediävistik zwischen den Verheirateten und ihren Verwandten in Alteuropa, in: Karl-Heinz Spiess (Hg.), *Familien im Mittelalter*, Sigmaringen 2009, S. 325-376.

Karl Lenz, *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*, Opladen 1998.

Simon Teuscher, *Bekannte – Klienten – Verwandte*.

*Sozialität und Politik in der Stadt Bern um 1500, Köln-Weimar-Wien 1998.*

Fennimore's Lied (Text: Georg Kaiser; Musik: Kurt Weill (1927?))

Ich bin eine arme Verwandte  
und gehöre zu andern dazu.

Ach, wenn sich doch keiner um mich kümmern wollte!

Doch das tun Onkel und Tante,  
und nichts freut sie, was ich auch tu'.

Das ist kein Leben, das ist nur Verdruss,  
den man, was soll denn werden, ertragen muss.

---

Ich hab' einen Koffer voll Habe,  
den schlepe ich überall hin.

Ach, wenn ich mich doch seiner entledigen könnte!

Weil ich mir die Finger wund schabe  
und ich auch nicht die Kräftigste bin.

Und nirgends will man mich behalten,  
weil ich nirgends gern geseh'n bin.

Am liebsten möchte ich einfach weglaufen  
und mein bisschen Dasein verwalten  
nach meinem eigenen Sinn!

Denn das ist kein Leben, das ist nur Verdruss,  
den man, was soll denn werden, ertragen muss.

---

Manchmal könnt' ich das träumen,  
ich wäre gar nicht verwandt,  
und keiner dürfte mich holen und schicken,  
ich müsste mich nicht mehr ducken und bücken –  
ich drückte dem Nächsten freudig die Hand,  
ich bin ja nicht mit ihm verwandt.

Ach, das wär ein Leben, das wär ein Genuss,  
wenn man vergessen könnte, dass man verwandt sein muss.

---

## Die Ehe in Angebot und Nachfrage, Heiratsanzeigen von 1870 bis 2000

Kann eine historische Analyse von Heiratsanzeigen zur Geschichte von Ehe und ehelichen Paarkonstellationen beitragen? Ich will diese Frage hier nicht beantworten. Mein Vorhaben ist statt dessen, aus meinen eigenen Nachforschungen einige Materialien und Beobachtungen vorzustellen und damit eine Grundlage anzubieten, um diese Frage zu diskutieren.

Ich habe Heiratsanzeigen aus überregionalen deutschen Tages- und Wochenzeitungen ausgewertet; meine Mitteilungen beziehen sich ausschließlich auf bürgerliche Milieus und nach 1950 auf die Bundesrepublik. Meine Analyse basiert auf einer sehr kleinen Stichprobe, nämlich auf Anzeigen, die im Abstand von 10 Jahren jeweils im Monat Mai veröffentlicht wurden; unberücksichtigt blieben alle von Ehevermittlungsinstituten oder stellvertretend von Verwandten oder Freunden aufgegebenen Anzeigen. Die Analyse orientiert sich an zwei Prämissen: 1. Es gibt ein vielfältiges und folgenreiches Zusammenspiel zwischen Heirats-, Ehe- und Marktgeschehen, auch wenn dieses schon im 19. Jahrhundert gemäß dem Gebot der Liebesheirat verdeckt bleibt. 2. Heiratsanzeigen entwickeln sich im 20. Jahrhundert - und zwar parallel zu der nun expandierenden, aber bereits älteren professionellen Heiratsvermittlung - zu einem wichtigen neuen Medium marktförmiger Eheanbahnung.

Die Anzahl und Platzierung der Heiratsanzeigen innerhalb des Anzeigenteils von Zeitungen veränderte sich im Laufe des 20. Jahrhunderts erheblich. Noch um 1930 wurden Heiratsanzeigen unter der Rubrik Vermischtes oder Vermischte Anzeigen veröffentlicht, obwohl Zwischenüberschriften etwa für Stellenangebote und -gesuche, für Geld- und Hypothekenmarkt bereits üblich waren. In den 1950er Jahren aber ordneten alle Zeitungen die nun zahlreichen Anzeigen mit Hilfe informativer Zwischenüberschriften wie Heiraten, Heiratswünsche, Ehwünsche oder Heiraten männlich, Heiraten weiblich. In den 1980er Jahren war die Relativierung des Eheziels in der Pluralität gesellschaftlich akzeptierter Formen des Zusammenlebens bzw. mehr oder weniger dauerhafter Beziehungen zwischen Menschen bereits weit fortgeschritten. Diese Entwicklung fand ihren Niederschlag in neuen Anzeigenrubriken wie Heirat, Partnerschaft und Freizeit oder Heiraten und Bekanntschaften, letztere wurden häufig zusätzlich untergliedert durch Überschriften wie F sucht M, M sucht F oder Bekanntschaften allgemein, Urlaubs- und Freizeitbekanntschaften.

Mich interessiert an den Heiratsanzeigen vornehmlich, wie sich Frauen und Männer in ihren Inseraten zu Wort melden. Um das zu untersuchen, sind mir die folgenden sechs Vorüberlegungen wichtig:

1. Einerseits wissen die Inserierenden und stellen in Rechnung, dass Frauen und Männer im Hinblick auf das angestrebte Heiratsziel gemäß den herrschenden normativen Vorstellungen über Ehe und Geschlecht unterschiedlich definiert sind.

2. Andererseits nutzen die Inserierenden gewissermaßen als Gleiche die Freiheiten des Marktes, sobald sie sich auf dem Heiratsmarkt kalkuliert als Anbietende, Nachgefragte und Nachfragende mit ihrem jeweiligen Wert und Preis präsentieren.

3. Die stereotypen Formulierungen der untersuchten Anzeigen belegen, daß bei der Abfassung solcher Anzeigen nicht kreative Individualität, sondern vorgegebene Schemata gefragt waren.

4. Dennoch ist davon auszugehen, dass bei der Formulierung eines Heiratsgesuchs stets die Erwartung, speziell die eigene Anzeige solle erfolgreich sein, mit im Spiel war.

5. Heiratsanzeigen dokumentieren demnach die gesellschaftlich geltenden Geschlechter- und Ehenormen so, wie einzelne Frauen und Männer glauben, die Normen könnten mit ihren eigenen Bedürfnissen bzw. Wunschvorstellungen harmonieren.

6. Trotz der üblichen Textschemata aber erweist sich die Art und Weise, wie Frauen und Männer sich selbst und das Ziel ihrer Wünsche in den Anzeigen darstellen, in hohem Maße als zeitgebunden und zeittypisch. Wie aber kommt es zustande, dass die für Heiratsanzeigen Woche für Woche kopierten Textschemata dennoch erkennbar den Zeitläuften so angepasst werden, dass sie aus der Distanz schließlich als zeittypisch erscheinen? Anders gestellt lautet meine Frage: in welchem Maße prägen je aktuelle Geschlechter- und Ehestereotype die inserierenden Individuen und deren Inserate und in welchem Maße prägen umgekehrt die inserierenden Individuen je nach eigenem Bedarf eben diese Stereotype?

Ich will meine Überlegungen nun verdeutlichen anhand einer schnellen Zeitreise entlang meiner Sammlung von Heiratsanzeigen. Die Reise beginnt im späten 19. Jahrhundert, lädt zur Umschau im frühen 20. Jahrhundert ein und endet mit jähem Sprung im Jahr 2002. Um der Lesbarkeit willen habe ich die in den Anzeigen üblichen zahlreichen Abkürzungen stets aufgelöst.

Für das Jahr 1872 gab es in der bürgerlichen *Vossischen Zeitung* in drei Mai/Juni-Ausgaben unter den Anzeigen vermischten Inhalts nur insgesamt 12 einschlägige Anzeigen: acht zielten auf Bekanntschaften, vier auf Heirat. Von Frauen stammten zwei Anzeigen. Die eine lautet:

*„Eine junge Witwe höheren Standes wünscht die dauernde Bekanntschaft eines älteren wohlhabenden Herrn zu Rath und Stütze. Auch will sie den Herrn in Wohnung oder Pension nehmen.“*

In der zweiten ist zu lesen:

*„Eine junge Dame aus vornehmer Familie gegenwärtig in Sorgen lebend sucht die Bekanntschaft eines reichen achtbaren Herren.“*



Die zehn 1872 inserierenden Männer präsentierten sich alle mit Alter und mehrheitlich auch mit Eigenschaften (rechtlich, anständig, stattlich, gebildet) und/oder sozialer Position (gutes Geschäft, vermögender, selbständiger Kaufmann, Apotheker, Kaufmann, Geschäftsmann, Kaufmann).

Zitiert sei ein Inserat vom 1.5.1872:

*„Ein anständiger Mann, hoch in den 50. Jahren, gutes Geschäft, sucht die Bekanntschaft einer Dame oder Wittwe (es kann auch eine Jüdin sein), welche zugleich die Wirthschaft zu führen gesonnen ist.“*

Ein zweites Beispiel vom 28.6.1872 lautet:

*„Ein junger Kaufmann, 30 Jahre alt, mit einträglichem Geschäft, wünscht, da geschäftlich behindert, auf diesem Wege die Bekanntschaft mit einer jungen Dame zu machen. Hauptbedingungen: Einfach anspruchsloses, aber liebenswürdiges Wesen, womöglich fürs Geschäftsleben passend, und mindestens 5.000 thlr Vermögen.“*

Gleich ob sie als angestrebtes Ziel Bekanntschaft oder direkt Heirat nannten, alle Frauen und Männer orientierten sich in Angebot und Nachfrage am gemeinsamen (ehelichen) Wirtschaften und dessen materieller Grundlage.

1892 gab es in den ausgewerteten drei Mai-Ausgaben der Vossischen Zeitung für die Analyse 33 einschlägige Anzeigen von 13 Männern und 20 Frauen, die fast alle explizit auf Heirat zielten. Von den inserierenden Männern waren zwei, von den Frauen fünf verwitwet. Bei der Selbst- oder Wunscharstellung wurden für Frauen u.a. gutes Herkommen, angesehene Familie, höherer Stand sowie vornehme Erscheinung, hübsches Äußeres, hübsche Manieren genannt, bei Männern angesehene Stellung, gute Verhältnisse. Das folgende Heiratsgesuch vom 10.5.1892 zeigt beispielhaft die für Mann und Frau unterschiedlichen Qualitätsmerkmale:

*„Ingenieur, Anfang 30er, evangelisch, Inhaber eines technischen Bureaus, vermögend, sucht eine Lebensgefährtin. Bedingungen: Angenehmes Äußeres, tadelloser Ruf, gute Erziehung und einiges Vermögen.“*

Während in diesen frühen Anzeigen Angebot und Nachfrage nur mit einem Minimum an Erläuterungen ausgestattet war, wurde in den Anzeigen der Folgezeit dieselbe Grundsubstanz nun erheblich ausdifferenziert und mit neuen Floskeln ausgestattet. Diese Veränderungen lassen sich besonders gut nachvollziehen anhand der illustrierten belletristischen Familien-Wochenschrift *Die Gartenlaube*. Ausgewertet habe ich alle Anzeigen von jeweils fünf Mai/Juni-Nummern aus den Jahren 1912, 1922 und 1932, also aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, aus der politisch und wirtschaftlich turbulenten Nachkriegszeit und dem Jahr der dramatisch zugespitzten Weltwirtschaftskrise. Die Analyse bezieht sich für 1912 auf 70, für 1922 auf 34, für 1932 auf 223 Anzeigen.

Der Anteil der von Frauen aufgegebenen Anzeigen lag zunächst bei 41, stieg dann auf 52 und fiel erneut auf 44 Prozent. Es überrascht, dass gut die Hälfte aller Männer und Frauen keine Angabe zur Konfession machten. Interessant sind auch die Verschiebungen in der *Altersverteilung* der Inserierenden. 1912 waren 52 Prozent derjenigen Frauen, die überhaupt ihr Alter angaben, nicht älter als 34 Jahre. 1922 gehörten zu dieser Altersgruppe 72 Prozent und 1932 sogar 92 Prozent der Inserentinnen. Es muß offen bleiben, ob ältere Frauen immer seltener inserierten oder nur ihr Alter nicht mitteilten.

1912 war bei den Männern, die ihr Alter angaben, die Altersgruppe bis zu 34 Jahren und von 35 bis zu 49 Jahren in etwa gleich stark mit gut 40 Prozent besetzt. 1922 aber stieg auch bei den Männern der Anteil der bis zu 34 Jahre alten Inserenten auf 57 und 1932 sogar auf 62 Prozent an. Männer inserierten allerdings auch noch nach ihrem 50. Lebensjahr in nennenswerter Zahl. Sehr selten blieben präzise Mitteilungen über den erwünschten bzw. hinnehmbaren Altersabstand zum gesuchten Gegenüber. Nach den wenigen verfügbaren Informationen hielten es nicht nur Männer, sondern auch Frauen für wünschenswert, dass in einem Paar der Mann mindestens acht bis zehn Jahre älter ist als die Frau.

Diese Paarnorm beförderte für ältere Männer und behinderte für ältere Frauen die Möglichkeit der *Wiederheirat*. Um so erstaunlicher ist, dass trotzdem 1912 unter den insgesamt 29 inserierenden Frauen neun Witwen und vier davon mit Kindern hofften, über eine Heiratsanzeige erneut eine Ehe schließen zu können. 1932 war allerdings der Anteil derjenigen, die erklärtermaßen eine Zweitehe anstrebten, auf die Hälfte zurückgegangen, obwohl nun außer verwitweten auch einige schuldlos geschiedene Menschen eine Heiratsanzeige aufgaben.

Stärker als diese strukturellen Veränderungen fallen an den Anzeigen der *Gartenlaube* die Veränderungen in *Stil und Inhalt der Texte* auf. Die Wünsche wurden ausdifferenziert und erheblich wortreicher als 1892 formuliert. 1912 herrschte stärker bei Männern als bei Frauen weiterhin die schlichte Zielangabe Heirat bei gesichertem Einkommen vor. Doch bisweilen war schon von Neigungsheirat und vor allem in Anzeigen von Frauen bereits vom Lebensgefährten und Kameraden die Rede. Auch wurde das Ziel der Heirat nun häufiger verbunden mit dem Wunsch nach einem Heim. Männer erträumten dieses als traut, gemütlich, liebevoll, während Frauen stärker die glückliche oder harmonische Ehe und das Lebensglück betonten. 1922 artikulierten Frauen deutlich weiter gehende Ansprüche. Sie wollten sich glücklich verheiraten, erhofften eine Idealehe, ein reines oder wahres Eheglück, eine moderne Harmonie und suchten den Lebensgefährten als treuen Weggenossen in Freud und Leid. 1932 wurden die Wunschvorstellungen nun auch von Männern mit einer sehr viel bunteren Farbpalette ausgemalt. So war etwa am 4.5.1932 zu lesen:

*„Blondine, hübsche, elegante Erscheinung, vielseitige Sonnennatur, tüchtige Hausfrau, evangelisch, 1,69 Meter, gute Verhältnisse, möchte charaktervollem, großzügigem Herrn gemüthvolle scharmante Lebenskameradin sein, Akademiker, höherer Staatsbeamter, Arzt, Offizier bevorzugt. Bildzuschriften ...“*

Beide Geschlechter verständigten sich wortreich außer über Neigungsheirat nun auch über Liebesheirat,

Hochehe, Eheglück, Zweisamkeit, verinnerlichtes Familienleben, heimatliches Geborgensein, häusliches Glück. Ihr Suchen galt dem passenden Lebensgefährten, dem Lebens- und Ehekameraden. Frauen nahmen diese Ideale häufig in ihr Angebot auf, Männer formulierten sie fast ausschließlich als Nachfrage.

Parallel zu diesem idealen Höhenflug wurde in Angebot und Nachfrage weiterhin höchst selbstverständlich über *Erwerbsposition, Vermögen und Aussteuer bzw. Ausstattung* als materielle Voraussetzungen des Ehestandes verhandelt. Neu etablierte sich in den Anzeigen der Begriff Einheirat. Männer fragten eine Einheirat nach, Frauen boten diese an, um über Heirat ein Wirtschaftsunternehmen zu begründen, zu stabilisieren oder zu erweitern. 1922 wünschten allein sieben der inserierenden 16 Männer eine Einheirat. Diese war nach dem Ersten Weltkrieg als Folge der massenhaften Tötung von Frontsoldaten vermutlich keineswegs aussichtslos. Eine solche Anzeige konnte im übrigen durchaus gleichzeitig Einheirat, Neigungsehe und sonniges Heim ansprechen. Auch noch 1932 wurde Einheirat von 12 Männern ausdrücklich nachgefragt und von zwei Frauen angeboten, aber unter den insgesamt 223 Anzeigen war dieses nun eine verschwindend kleine Zahl.

Insbesondere *persönlichen Qualitäten* wurden im frühen 20. Jahrhundert in völlig neuer Weise in den Heiratsanzeigen angeboten und nachgefragt. Zuschriften mit Bild wurden zur Regel. Die Auskunft über *körperliche Merkmale* veränderte sich. Reichte 1912 noch der Hinweis auf mittlere oder größere Statur, war bereits 1922 die Körpergröße meistens exakt vermessen. Es wurde in den 1920er Jahren ebenfalls üblich, die Haarfarbe und hier bei Frauen bevorzugt alle Variationen von blond herauszustellen. Für einen Mann galt es nun als vorteilhaft groß, schlank, gesund, von jugendlicher oder flotter Erscheinung zu sein, während Frauen möglichst zierlich, jung, hübsch und gesund sein sollten. Frauen, die sich selbst mit ihrer schlanken, anmutigen, sympathischen, eleganten oder vornehmen Erscheinung anpriesen, gaben sich beim gesuchten Mann meistens mit stattlicher Figur, gesundem, bisweilen auch gepflegtem und sportlichem Körper zufrieden.

*Charakterliche Eigenschaften* wurden nun ebenfalls wortreich angesprochen. 1912 bezeichneten Männer sich selbst in ihrem Angebot noch weiterhin pauschal als charakternvoll, anständig, ehrenhaft, strebsam und solide, zusätzlich tauchte aber bisweilen auch schon edeldenkend, sittlich hochstehend, verträglich, liebevoll auf. 1932 erweiterten Männer die Skala ihrer Seriosität um die Adjektive vornehm, entschlossen, energisch, zielbewußt, allerdings auch um hilfsbereit und kinderlieb. Frauen suchten durchgehend einen charakternvollen Mann, der ehrenwert und solide, aber schon 1912 zusätzlich gemütvoll und idealdenkend, 1922 liebevollen Herzens und feinsinnig, 1932 außerdem lieb und gut, sympathisch und klug, treu und offen sein sollte. Frauen bedienten in ihrer Selbstdarstellung uneingeschränkt das mormative Ergänzungsprogramm, indem sie sich als kinderlieb, heiter und lebensfroh, gemütvoll und warmherzig, sanft, ruhig und still bezeichneten; unter den Inserentinnen war es eine seltene Ausnahme, sich vielseitig talentiert zu nennen. 1932 bereicherten Frauen ihre Selbstdarstellung um die neuen Vokabeln natürlich, harmonisch, friedlich, anschmiegsam, anspruchslos, Sonnennatur, tief veranlagt und echt deutsche Gesinnung. Das Wunschbild der Männer spiegelte die Selbstdarstellung der Frauen. Sie sollte ein einfaches natürliches sonniges Wesen sein mit frischer froher Lebensauffassung, tief empfindend und bescheiden.

Diesem Ergänzungsprogramm entsprachen auch die Mitteilungen über *soziale Platzierung, Vermögen, spezifische Fähigkeiten und Interessen*. Für Männer und Frauen waren gleichermaßen wichtig: ein gewisses Vermögen bzw. sicheres Einkommen, die Herkunft aus guter Familie oder angesehenen Kreisen, der gute oder tadellose Ruf. Frauen stellten sich zusätzlich geschlechtsspezifisch als gebildet, häuslich erzogen, wirtschaftlich und gesellschaftlich sicher vor und betonten ihren Sinn für Musik, manchmal auch Kunst und vor allem Natur. Sie trafen damit voll und ganz die von Männern formulierte Nachfrage. Frauen wiesen vereinzelt außerdem auf Sprachkenntnisse, Geschäftstüchtigkeit oder eine spezielle Ausbildung hin, obwohl für dieses Angebot seitens der Männer keine Nachfrage artikuliert wurde. Männer bedienten ihrerseits die von Frauen angemeldete Nachfrage, wenn sie primär ihre Berufsposition nannten und als gesichert bezeichneten. Akademiker in höherer staatlicher oder privatwirtschaftlicher Beamtenposition mit Pensionsberechtigung standen besonders hoch im Kurs. Frauen verlangten von Männern vermehrt allerdings auch Interesse für bzw. Liebe zu Kunst, Musik und Natur und Sinn für praktische Häuslichkeit. Diese Zusatzqualifikationen nahmen Männer nur sehr selten in ihr eigenes Angebot auf. Ja, bei Männern nahmen Hinweise auf Interesse an Kultur und Natur sogar ab, während die auf Sportaktivitäten deutlich zunahmen.

Insgesamt fanden in den Anzeigen also die seit dem späten 19. Jahrhundert entwickelten neuen Körper- und Gesundheitsvorstellungen ebenso wie die veränderte Ehe- und Familienorientierung von Männern und veränderte Ehe- und Familienerwartung von Frauen einen deutlichen Niederschlag. In den Anzeigen kam jedoch so gut wie nie zur Sprache, dass im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts auch bürgerliche Frauen ein Gymnasium oder selbst eine Universität besuchen konnten und dass sie spätestens in den 1920er Jahren in der Regel vor der Ehe berufstätig waren. Die folgende Anzeige vom 11.5.1922 ist eine Rarität:

*„Dame aus bester Familie, 40, gut aussehende, frische Erscheinung, staatliche Lehrerin in kleinem Fabrikort Norddeutschlands wünscht Heirat. Elegante kleine Einrichtung vorhanden. Beruf würde Betreffende, da gutes Gehalt, evtl. beibehalten ...“*

Auch die mit Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise über die Menschen hereingebrochenen katastrophalen wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen hinterließen in den Heiratsanzeigen kaum eine Spur. Auf die Zeitumstände verwiesen allenfalls die Selbstbezeichnung als Kriegerwitwe, das ausdrückliche Angebot, gerne mit einem Kriegsversehrten eine Ehe eingehen zu wollen, oder während der schnell gestiegenen Inflation 1922 die Entscheidung von Frauen, an Stelle von oder ergänzend zu Geldsummen eine gute Aussteuer bzw. Ausstattung an Textilien und Möbeln hervorzuheben.

Im Gegensatz dazu waren die Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs in den insgesamt 78 Heiratsanzeigen der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom Mai 1953 weitaus präsenter. 44 dieser Anzeigen stammten von Frauen, darunter 11 Witwen, und 34 von Männern, darunter drei Witwer. Einheirat in einen Betrieb gab es als Angebot bei fünf Frauen und zwei Männern und als Nachfrage bei acht Männern. Die inserierenden Frauen und Männer verteilten sich ungewöhnlich gleichmäßig über die Altersgruppe der 25 bis 54jährigen.

Die inserierenden Frauen nannten ebenso wie die Männer ihren Beruf und nahmen verfügbare Sachwerte wie Wohnung, Eigenheim oder Auto in ihr Angebot auf.

1963 waren solche Indizien der Umbrüche aus den Anzeigen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung verschwunden. Im Mai 1963 inserierten 130 Frauen und 95 Männer. Wie schon am Ende der Weimarer Republik war unter den Inserierenden das Alter von 20 bis 44 Jahren am stärksten vertreten. Das Vokabular der Inserate knüpfte zwar noch an die 1920er Jahre an, doch neue Entwicklungen zeichneten sich ab. Männer suchten nun seltener die Heirat und häufiger die Frau als Lebensgefährtin. Die Kameradin war passé, die Partnerin kündigte sich an. Ein Arzt begab sich sogar auf die Suche nach einer Berufskollegin. Ein anderer Mann erklärte, ein guter Ehemann sein zu wollen, und ein nächster legte Wert auf eine Ehe in seelischer und geistiger Harmonie. Allerdings stand weiterhin außer Frage, dass für eine solche Ehequalität in erster Linie die gesuchte Lebensgefährtin zu sorgen hatte. Erstaunlicherweise unterbreiteten Frauen, von denen nun gut 50 Prozent Beruf und Berufstätigkeit nicht mehr verschwiegen, häufig ausdrücklich eben dieses Angebot. Sie erklärten das harmonische Eheglück zu ihrem vorrangigen Ziel, wollten dem Mann zur Seite stehen, ihm eine verständnisvolle Lebensgefährtin und angenehme Lebenspartnerin sein. Eine Frau bot ausdrücklich an, für ein harmonisches Eheleben ihren Beruf aufzugeben.

Abschließend sei als Kontrast zu den bisherigen Befunden die Präsentationsweise der einschlägigen Anzeigen aus drei Wochenausgaben vom Mai 2002 der *Süddeutschen Zeitung* vorgestellt. Die Sparte „Heiraten Damen/Herrn“ war nun auf insgesamt nur 26 Heiratsanzeigen geschrumpft, 11 stammten von Männern und 15 von Frauen, darunter waren acht Ausländerinnen. Die Zeit der Heiratsanzeigen war offensichtlich abgelaufen. Die Masse der Anzeigen befand sich in der Rubrik „Bekanntschaften“. Allein die Pfingstausgabe brachte unter dieser Rubrik 297 Anzeigen und zwar 182 Anzeigen (61%) von Frauen und 115 (39%) von Männern.

Das *Alter* der Inserierenden war deutlich in Richtung des höheren Alters verschoben. Rund 12 Prozent sowohl der Frauen als auch der Männer verschwiegen ihr Alter. Von den übrigen Inserierenden, und zwar unterschiedslos bei Frauen und Männern, waren nur 15 Prozent bis zu 34 Jahre alt, bei 55 Prozent lag das Alter zwischen 35 und 49 Jahren und 30 Prozent waren 50 Jahre und älter.

Angesichts des vergleichsweise hohen Alters der Inserierenden ist um so bemerkenswerter, wie konform sich die Bekanntschaftsanzeigen in die von Werbung und Fernsehen seit Jahren bearbeitete individualistisch ausgelegte *Life-Style-Kultur* einpassten. In den Anzeigen sind Ehe- und Geschlechternormen zwar nach wie vor virulent, aber stark verändert. Unter den 297 Inserierenden nannten nur zwei Männer und eine Frau als *Nah- oder Fernziel explizit eine Ehe bzw. Heirat*, also die institutionell abgesicherte Form des Zusammenlebens. Selbst weitaus offener formulierte Familienambitionen wurden nur von fünf Männern und vier Frauen angemeldet. Nur diese neun Inserierenden, die überhaupt Ehe, Heirat und Familie als Zielvorstellung ansprachen, signalisierten meistens auch Interesse an Kindern. Nur sehr wenige Frauen und so gut wie keine Männer gaben sich als geschieden, verwitwet oder als Mutter bzw. Vater zu erkennen.

Völlig verschwunden waren die früher gängigen Hinweise auf die Herkunft aus guter Familie und besseren Kreisen.

Diese Beobachtungen ergeben ein stimmiges Gesamtbild: Auf dem Markt für Kontakte und Partnerschaften hat sich offenbar durchgesetzt, was schon lange für Angebot und Nachfrage auf dem Waren- und Arbeitsmarkt gilt. Menschen, die nachgefragt werden wollen, rechnen sich bessere Chancen aus, wenn sie sich im Angebot als Individuen sowohl autonom als auch isoliert präsentieren. Und in eben diesem Duktus gestalten sie auch ihre Nachfrage, wenn sie für den eigenen Bedarf das gesuchte Gegenüber der erwünschten Partnerschaft in spe entwerfen.

Die große Mehrheit der Anzeigen enthielt kein Wort über die *erwünschte Zeitdimension* der Bekanntschaft. Nur einige wenige Anzeigen formulierten wahrnehmbar die Botschaft, die gesuchte Bekanntschaft könne auch von Dauer sein. Von Seiten der Männer war dann die Rede von der „Frau fürs Leben“, von „Dauerbeziehung“, „gemeinsamem Leben“, „Wir-Perspektive“, „Kein Freund des Modells >Lebensabschnittspartner<“, „dauerhaft harmonischer Partnerschaft“ und „Lebenspartnerin“. Eine der inserierenden Frauen verpackte ihren Wunsch nach Dauer vielleicht in die Formulierung „lebendige, vertrauensvolle, warmherzige, verlässliche Lebensgemeinschaft“.

Die früher beliebte männlich-weibliche Rede von Lebensgefährtin und Kameradin bzw. Lebensgefährten und Kameraden war 2002 nahezu vollständig verschwunden. Der Partner, die Partnerin und die Partnerschaft - die Nähe zur Sprache von Wirtschaft und Politik ist frappierend - waren gängige Bezeichnungen um anzusprechen, was in Gang gesetzt werden sollte. Adjektive wie echt, vertrauensvoll, respektvoll, gleichberechtigt, anpassungsfähig verwiesen auf zusätzlich erwünschte Qualitäten.

Über das angebotene und nachgefragte Gut der Bekanntschaft verhandelten die Anzeigen in einem Bezugssystem, das Freizeit, Urlaub, Kulturgenuss und relativen Luxus zum selbstverständlichen Alltag erklärte und von materiellen und sozialen Zwängen völlig absah. Das gilt erstens für die *Wohnung* als möglichem Ort für Partnerschaft. Die Zuständigkeit der häuslich und wirtschaftlich erzogenen Hausfrau für den Haushalt und dessen Bewirtschaftung wurde in den 1920er Jahren auch dann noch deutlich markiert, als längst die Floskel vom harmonischen Heim zirkulierte. In den 297 Anzeigen von 2002 betonten demgegenüber nur zwei Frauen ihre „stily und farbharmonische Häuslichkeit“ bzw. ihren „Sinn für Häuslichkeit“. Nur ein einziger Mann suchte eine Partnerin mit häuslichem Sinn, und zwei Männer hissten als Neuerer die Flagge ihrer eigenen Kochkünste.

Deutlich zurückgestuft wurden zweitens auch *Beruf* und beruflicher Erfolg. Beide haben selbst bei Männern offensichtlich ihre ehemals herausragende Bedeutung als Markenzeichen und Qualitätsgarantie eingebüßt. Die bei Frauen und Männer nach wie vor beliebte Information „Akademiker“ signalisiert 2002 vor allem die Zugehörigkeit zu den akademisch Gebildeten, besagt aber nichts über die ausgeübte Berufsarbeit. Wird die Bezeichnung Akademiker nicht mitgezählt, dann informierten nur knapp ein Drittel



der Männer und knapp ein Zehntel der Frauen mit einer eher vagen Aussage über ihren Beruf. Auch Aussagen über Vermögens- und Besitzverhältnisse sind überaus rar geworden, es sei denn die Nennung bekanntermaßen teurer Sportarten oder aufwendiger Reisen läßt man als gleichwertige Information gelten. Derart konsequent die banale und kräftezehrende Seite des häuslichen und beruflichen Alltags zu verdrängen, erfordert zweifellos einige Anstrengung. Möglicherweise wucherte in den Anzeigen gerade deshalb das auffallend insistierende Reden von Humor, Lebensfreude, sinnlichem Genuß, Vertrauen und Harmonie.

Alles in allem kreisten die Bekanntschaftsanzeigen um das, was insbesondere die Werbung als optimal stilisierte, individuelle Persönlichkeit und Inbegriff aller Wünsche propagiert und als *Life-Style, Wellness und Happiness* auf den Begriff bringt. Eine der Anzeigen übersetzte dieses Programm in die Formel „Lust auf Lachen, Lieben, Leben“. Die alten Werte des gebildeten Bürgertums standen 2002 zwar weiterhin hoch im Kurs. Doch auf gleicher Höhe mit Kultur und Natur rangierten jetzt Sport und Reisen. Außerdem scheint es 2002 selbst für Menschen, die sich als seriös anpriesen, geradezu eine Pflicht geworden zu sein, zusätzlich auch Erotik, Sinnlichkeit und Sexualität in die Selbstdarstellung aufzunehmen.

Auf der Bühne ihrer wortreichen Anzeigen inszenierten sich Frauen 2002 als sinnenfroher Barockengel, Rubensfrau, Pretty Women, Typ Marlene, Charmante Eva, Venus, attraktive Landfee, Romantikerin, Vollblutweib, Powerfrau, Traumfrau, Genußmensch und bisweilen mit zugehörigem Tierkreiszeichen. Männer präsentierten sich nur noch selten und vor allem weniger ernsthaft mit ihrem Beruf z.B. als erfolgreicher Unternehmer Dr., attraktiver Konstrukteur, Netter Typ Ing., Facharzt „Liebhaberstück“, völlig ausgeflippter Rechtsanwalt. Häufiger waren nun neuartige Selbstcharakterisierungen wie attraktiver Mann und Dr., leidenschaftlicher Gentleman, liebevoller sympatischer Kavalier/Schmusekater, Kußmaul, Rubensliebhaber, Traummann, Junggolfer, unternehmungslustiger Typ.

Trotz dieser radikalen Veränderungen im Was und Wie der Anzeigen gab es 2002 allerdings auch einige durchaus aussagekräftige *Kontinuitäten*. Einige Frauen artikulierten weiterhin ihre Sehnsucht nach einer starken Schulter oder Brust zum Anlehnen oder priesen sich als anspruchslos, anschniegssam und anpassungsfähig an. Solche Bilder, die Schutzbedürftigkeit und Unterwürfigkeit evozieren, finden sich bei Männern zwar in deren Nachfrage, aber nicht in deren Angeboten. Als überraschend dauerhaft erwiesen sich auch die erwünschten Altersabstände. Beide Geschlechter hielten an der Norm fest, daß in einer Partnerschaft die Frau jünger sein muß als der Mann. Unter den 38 Männern, die ihre Anzeigen mit klaren Altersangaben ausgestattet hatten, gab es nur vier, die eine gleichaltrige Frau, und zwei weitere, die eventuell selbst eine zwei bzw. fünf Jahre ältere Frau zu akzeptieren bereit waren. Aus Sicht bildungsbürgerlicher Männer betrug der erwünschte Sicherheitsabstand zur Frau jedoch selten nur drei und häufiger - wie schon um 1900 - sechs bis zehn Jahre. Die große Mehrheit der Männer hielt eine Partnerschaft mit einer 10 bis 25 Jahre jüngeren Frau offenbar weiterhin für besonders attraktiv. Diese Vorstellungen der Männer deckten sich allerdings nur in etwa mit denen der Frauen. Wenn Frauen überhaupt Altersangaben machten, dann wünschten sie sich mehrheitlich einen Partner, der möglichst einige Jahre, aber definitiv nicht mehr als 10

Jahre älter ist. Es gab außerdem nicht wenige Frauen, die sich einen gleichaltrigen Partner erträumten, und einzelne, die selbst einen etwas jüngeren Mann in ihre Nachfrage einbezogen.

#### Zusammenfassung

1. Die wirksam tradierten Geschlechterkonzepte und Wunschvorstellungen vom Leben zu zweit wurden und werden in die massenmediale Kultur performativer Inszenierungen eingearbeitet, aber auch immer wieder in Auseinandersetzung mit diesen Inszenierungen sowie mit strukturellen und politischen Gegebenheiten umgearbeitet.
2. Die Heiratsanzeigen dokumentieren eine langsame Entwicklung zu mehr Gleichschultrigkeit, Gleichstellung und Gleichberechtigung in den immer noch auf Geschlechterdifferenz ausgelegten Frau-Mann-Paarbeziehungen.
3. Das Zusammenspiel zwischen Warenmarkt, Heiratsmarkt und dem Markt der vervielfachten Bekanntschaftschancen hat sich im Laufe von 100 Jahren deutlich verändert. In den Heiratsanzeigen standen die wirtschaftlichen Komponenten des angestrebten Ehelebens und gemeinsamen Haushaltens bis in die 1960er Jahre deutlich im Vordergrund. Dieser Befund sollte Anlass genug sein, die derzeit bevorzugte, auf Individuen in Paarkonstellationen eingeschränkte Retrospektive gründlich zu korrigieren und die in Heiratsanzeigen immer wieder angesprochene Vorstellung von der Ergänzung zum harmonischen Ehepaar mit Haushalt, Familie und Beruf mit größerem Gewicht auszustatten. In der Bundesrepublik hat erst die Liberalisierung der Sexual- und Liebesverhältnisse und die Ausbreitung der Internet-Kommunikation die in überregionalen Zeitungen ausgestaltete Welt der Heiratsanzeigen tiefgreifend verändert. Die Rubrik „Heiratsanzeigen“ wurde von dramatischer Auszehrung befallen und inhaltlich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Nachfrage nach marktförmiger Eheanbahnung dürfte zwar eher gestiegen als zurückgegangen sein, aber bildungsbürgerliche Menschen mit Heiratsabsichten bevorzugten inzwischen offensichtlich andere Möglichkeiten der Vermittlung. In den Tageszeitungen florierte 2002 statt dessen die Rubrik „Partnerschaften“ mit Anzeigen, in denen Menschen sich jenseits ihres Alltags in Beruf-Familie-Wohnraum-Zusammenhängen hochgradig artifiziell als völlig freigesetzte Wellness-Individuen inszenierten und verbindliche Aussagen zur angestrebten Dauer und materiellen Grundlage der angestrebten Partnerschaft tunlichst vermieden. Es ist im übrigen zu vermuten, dass die heutigen Bekanntschafts-Anzeigen in überregionale Tageszeitungen bereits wieder ein deutlich anderes Gesamtbild ergeben. Die Erfahrungen der aktuellen Weltwirtschaftskrise verlangen geradezu danach, die marktorientierten Paar-Wunschbilder mit stark veränderter Kleidung und einem angemesseneren Makeup auftreten zu lassen. Diese Annahme zu überprüfen, wäre ein mit Sicherheit vergnügliches Wochenend-Vorhaben.



## Freundschaften um 1800 als Alternativbeziehungen

Ludolf Kuchenbuch hat skizziert, wie in der Heraufkunft der Moderne die „privaten“ Beziehungen auf die monogame Ehe hin ausgerichtet wurden, auf die eheliche Paarbeziehung, auf die Familie und Verwandtschaft als vorherrschende, normativ und affektiv ausgestaltete Sozialformen. Mir wurde die Aufgabe zugewiesen, die „Alternative“ zu dieser Fokussierung auf das eheliche Paar, nämlich die Freundschaft, in ihren Metamorphosen zu beleuchten. Es ist nicht verfehlt, dass Ludolf Kuchenbuch das Thema unter den Leitbegriff der „Alternative“ stellten. Ich habe in Dudens Fremdwörterbuch nachgeschaut und fand unter dem Stichwort „Alternative“ folgendes Paradox: das Wort bezeichnet entweder das, was als gleichrangige zweite Möglichkeit definiert wird, aber auch das, was in einem ausschliessenden Kontrast steht und die freie, aber unabdingbare Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten verlangt, weil sich die eine und die andere Möglichkeit als entweder / oder ausschliessen. In diesem Sinne ist Freundschaft gewiss eine Beziehung, die wir als „Alternative“ besprechen können, weil sie beide Pole der „Alternative“ zu anderen Zweisamkeiten beinhalten kann. Wir werden also fragen müssen, ob und wenn ja, in welcher Weise Freundschaften die eheliche Paarbeziehung ergänzten oder ihr Widerpart waren. Wurden freundschaftliche Zuneigungen vereinbar oder unvereinbar erlebt mit dem ehelichen Paar, ergänzend oder konkurrierend? Andererseits müssen wir fragen, ob nicht die Freundschaft als „Alternative“ im radikalen Sinne empfunden wurde, eine „Alternative“, die ohne gleichen ist, weil sie Gefühlsregister, Sympathien, erotische Anziehung und geistige Verwandtschaften ermöglicht, die mit nichts Anderem vergleichbar sind.

Ich knüpfe an Ludolf Kuchenbuch an, der seine Skizze im späten 18. Jahrhundert beendete. In dieser Periode wurde das Rechtsinstitut der Ehe - das Kant noch als Recht zum wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane definiert hatte - durch einen neuen Ehediskurs überformt, der in ihr nicht nur Rechte und Pflichten, sondern auch empfindsame Zweisamkeit suchte. Nun sollte auch die Ehe Lust und Liebe, Herzenswünsche und Sehnsüchte beherbergen. Was jahrhundertlang nicht vorstellbar gewesen war, die Idee nämlich, dass Eheleute sich „lieben“ müssten, wurde nun als erstrebenswertes Ziel und vereinzelt als Erfahrung formuliert. Die Ehe, die ein vertraglich auf Dauer gestelltes Joch und Rechtsinstitut gewesen war, das den Erwachsenenstatus vermittelte und Rechte und Pflichten definierte - Arbeitshände, Besitz, Kinderzeugung - und in dem sich nüchtern nicht mehr erwarten liess als gegenseitiger Respekt, vernünftiger Beistand, diese Ehepaarung sollte nun affektive, liebende und erotische Register aufnehmen. Aufklärerische Philosophen, Moraltheoriker wie Pockels und Schriftsteller wie Jean Paul verhandeln diese Erwartungen an die liebenden Gefühle der Eheleute zueinander.

Im gleichen Zeitraum, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mehren sich auch die Zeugnisse einer affektiven Intensivierung der Freundschaft. Auch sie wurde mit der Sprache der „Liebe“ angereichert. Bisher theoretisch in der Spannung zwischen *philia* und *eros* getrennt, entlieh nun auch die Freundschaft von den semantischen Feldern der Liebe. Das ist eigenartig, da Freundschaft bisher niemals eine ausgeformte

Ausdrucksweise gehabt hatte, denn sie kam in den Stoffen zum Ausdruck, die die Freunde verbanden (Tugend, Lektüren, Philosophische Fragen). In der Epoche, „der die Literaturwissenschaft den Namen der Empfindsamkeit gegeben hat, hat man dies in einer geliehenen Sprache getan, nämlich in der der Liebe.“ (Bovenschen, *Bewegungen* 95) Allerdings dauerte die Liebespoesie dieses Freundschaftskults mit seinen Ergüssen, Tränen und Küssen nur wenige Jahrzehnte, dann erschien sie lächerlich und hohl. Silvia Bovenschen hat in einem schönen Aufsatz zu den „Bewegungen der Freundschaft“ darauf hingewiesen, dass diese „gigantische Inszenierung der Freundschaft“ durch ihre Anreicherung mit Elementen des Codes der Liebe als Bemühen interpretiert werden muss, ein soziales Problem der Bürger in einen kulturellen Raum zu verschieben: „im Freundschaftskult suchte man (...) ein künstliches Fundament zu schaffen für den Affront einer neu entstandenen bürgerlichen Literaten- und Gelehrtenschicht gegen die brüchige ständische Ordnung. Selber ohne Macht und wirklichen Einfluß hatte diese Schicht das Bedürfnis, außerhalb des absolutistischen Staates ein Terrain abzustecken und ein Medium zu finden für die Ausbildung und Demonstration einer eigenständigen Kultur.“ (Bovenschen, *Bewegung* 98) Bovenschen schreibt: „Der Versuch, die Freundschaft als feste Sozialform zu etablieren, entspricht dem damaligen Bemühen, den Einzelnen aus der Isolation, in die er infolge sozialer Umbrüche gedrängt wurde, herauszuholen, in die intimen Zirkel Gleichgesinnter einzubinden und gleichzeitig dem, was die Soziologie als Intimisierung und Emotionalisierung der Lebensverhältnisse dieser Zeit bezeichnet, wiederum einen öffentlichen Ausdruck zu verschaffen.“ (ibid.) Wenige Jahrzehnte später war dieser Versuch, das freundschaftliche Benehmen als Konstituens eines politischen Anspruchs einzusetzen und „Freundschaft“ in eine Gemeinschaft stiftende soziale Institution umzuwandeln, am Ende. Dann hatte „Freundschaft“ diese Fähigkeit eingebüsst, soziale Gemeinschaft stiften zu können. Gleichfalls wichtig für unsere Tagung ist eine zweite Beobachtung von Silvia Bovenschen: Wenn die „Differenz“ von Freundschaft und Liebe um 1800 markant verwischt wurde, dann war auch die Differenz zwischen Frauen und Männern und ebenso die zwischen Schwestern und Brüdern verwischt, und eine Sphäre, die bis dahin durch die Konventionen blockiert gewesen war, konnte sich auftun. Eine persönliche, vertrauende Anteilnahme und Mitteilbarkeit zwischen Frauen und Männern und zwischen Frauen war um 1800 möglich geworden. Hierin liegt die Bedeutsamkeit praktizierter Freundschaft um 1800 für uns, so meine ich.

Ich muss vorab nochmals betonen, dass wir uns mit der Frage des Status der Freundschaft auf ein Unternehmen einlassen, das der „Jagd nach einem Phantom“ gleicht. Wir sprechen über etwas, das sich in seiner Eigenart nicht objektivieren oder definieren lässt. Zuerst, so ermahnt deshalb Silvia Bovenschen, ist es notwendig, „das Denken über die Freundschaft aus der Kalenderblattbetulichkeit herauszuholen; es wieder zu einem beunruhigenden Thema zu machen, ihm die entgrenzende Radikalität, die ihm gebührt, zurückzugeben“ (Bovenschen, *Ach wie schön*). Bovenschen warnt davor, die Freundschaft normativ zu beschwören, denn ihre Eigentümlichkeit drohe sich zu verflüchtigen, wenn man versuche, sie zu vereindeutigen. Ein Hemmnis ist schon unsere Gewöhnung, mit dem Wort „Freundschaft“ ohne Befremdung oder Neugier umzugehen. Alle meinen zu wissen, wovon die Rede ist. Doch das Wort, so begann Kracauer seinen Essay zum Thema, hat eben gerade keinen fest umrissenen oder universalen Bedeutungsgehalt. Es gehört zu jenen „Wortgefäßen“, in denen sich „die Erfahrungen der Generationen, unerschöpfliches Leben, unzählige Geschehnisse verbergen“. Allzu leicht nehmen wir sie als Einheit hin,



„trotz der unbestimmten Mannigfaltigkeit, die in ihnen zittert.“ (Kracauer, Freundschaft, 9) Diese Warnung muss im Kopf behalten werden, wenn ich nun zunächst die Umrisse des Ideals der Freundschaft um 1800 skizziere und dann, in einem zweiten Anlauf Facetten aus der Freundschaft im Gespräch von sechs Frauen veranschauliche. Ich werde also erst das „Modell“ von Freundschaft um 1800 vorstellen, dann erlebte Geschichten. Dieser zweifache Ansatz soll es erlauben, die Eigenart von Freundschaft damals nicht zu verfehlen: eine Hinneigung, die sich eigentümlich der Einordnung entzieht; eine nicht institutionalisierbare und doch fortdauernde, eine freischwebende und doch der Pflege bedürftige Zuwendung; eine als verlässlich erlebte, bindungslose Bindung. Kaum definierbar, denn sie verflüchtigt sich, wenn sie dingfest gemacht und begrifflich eingeordnet werden soll - wie die grinsende Katze im Baum vor Alice. Eine radikale Alternative.

#### 1. Das Ideal oder die „Theorie“ der Freundschaft um 1800: In Welt und ‚Selbst‘ über sich hinaus!

Im ganzen 18. Jahrhundert wurden im Zuge der Aufklärung Traktate zur Eigenart und zum gesellschaftlichen Sinn der Freundschaft verfasst. Mal sollte sie der Tugend, mal der Entwicklung sozialer Haltungen, mal der moralischen Verbesserung, mal dem gemeinschaftlichen Leben und der Ausbildung der Humanität dienen. Aber nicht diese frühauflärerischen Zwecksetzungen und Benehmenslehren will ich besprechen, sondern die neuartige Bedeutsamkeit, die in gegenauflärerischer Perspektive in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in der „Freundschaft“ gesucht wurde: sie sollte ein Medium sein für die Entdeckung und Entfaltung des bürgerlichen „Selbst“. Freundschaft, so behauptet eine neuere Studie zu Freundschaftsauffassungen (Schinkel 2003), wurde umschrieben als ein „wechselseitiger, dynamischer Erfahrungszusammenhang“, durch den im „Geschenk der Gegenseitigkeit“ zwei Menschen sich wechselseitig entdecken. Ein Erlebnis im Gegenüber, das sich nicht in Regeln bändigen liess, weil es seiner Natur nach nur „in Freiheit“ gedeihen konnte und das deshalb nicht formalisierter sprachlicher Ausdrucksweisen bedurfte. Die ideale Freundschaft sollte es den Freunden erlauben, im wechselseitigen Austausch eine „Gegenwelt“ zu schaffen, die die Fesseln und Beschränkungen der „bürgerlichen Welt“ übersteigen und die „häuslichen Verhältnisse“ in den Hintergrund verbannen sollte. Was im gewöhnlichen Leben verlangt oder hingenommen werden musste - z.B. die Konkurrenz, der Egoismus, die Selbstsucht - sollte hier ausser Kraft gesetzt sein: Freundschaft leben machte es möglich, das Sehnen nach „gegenseitiger Selbsthingabe“ zu verwirklichen und im Zuge selbstloser Zuneigung auf andere Weise sich wechselseitig als alter ego anzuzählen: „Die Freunde finden ihr Wesen, indem sie sich im Anderen wiederfinden“. Was sie suchen und entdecken sei nicht ein „wesenhafter Kern“, sondern das Geschenk des Selbstfindens und Wachsens an- und miteinander.

In Freundschaften zu leben, so Schleiermacher, Schlegel, aber auch Novalis, versprach eine einzigartige Möglichkeit, die Abspaltungen und Hierarchien, die Stand, Beruf, Herkunft zwischen Personen aufrichten, ausser Kraft zu setzen und sich so zu entdecken, wie man sich ohne diese wechselseitige Begegnung niemals hätte entdecken können. Eine gelingende Freundschaft stiftete etwas ganz Neues! Eine Sphäre, um sein „Ich“ zu öffnen und die Konventionen von „ich“ und „du“ durch freundschaftliche Mitteilung abzustreifen. In den Schriften zur Freundschaft wird diese als Medium besprochen, in dessen Dynamik die Beteiligten sich nicht zielgerichtet herausentwickeln konnten, unter der Voraussetzung,

dass sie dem Anderen vertrauten und bereit waren, sich selbst zu vergessen. Andreas Schinkel definiert es so: die Mitte dieses Wechselspiels bildete das Vertrauen in den Freund, weil nur im Gehalt zum Anderen die Facetten und Amplituden der eigenen Individualität erkundet und entfaltet werden konnten. Die Praxis der Freundschaft gestattete also eine anders nicht mögliche Entdeckung des „Inneren“, aber nicht als statischer Kern, sondern in fortwährendem tieferen Verständnis von „selbst“ und Gegenüber. Freundschaft war also ein Medium, um sich selbst zu verändern, zu verbessern, zu übersteigen und sich einem Ideal von sich selbst anzunähern, das als Ahnung präsent gewesen sein mochte, aber nur in der Gegenseitigkeit verwirklicht und erfahren werden konnte. Was ohne den Funken der Freundschaft im „Selbst“ nur schlummerte, konnte in ihrem Vollzug zur „Auffächerung der Persönlichkeit“ verhelfen, zu tieferem seelischen Erleben und reicherer Wahrnehmung äusserer Welten. Freundschaft ist hier das Antidotum, das Heilmittel gegen die Beschädigungen, die das bürgerliche Leben anrichtet.

Dies „romantische Freundschaftsideal“ eifert keiner Definition von „Freundschaft“ nach. Man „hat“ keine Freunde, sondern praktiziert Freundschaft und die Praxis verheisst die Anbahnung sonst ungeahnter Möglichkeiten: Freundschaft entsteht als ein Geflecht aus dem gegenseitigen Tun und Benehmen, in dem Verlangen nacheinander, aus der Scham über das eigene Ungenügen, in der Bewunderung und Zuneigung, sodass immer neu „Begeisterung, Freude, Vertrauen und Innigkeit“ aufblühen. Freundschaft leben ist offenbar synonym für ein unausschöpfliches Bildungserlebnis durch das Gegenüber. Solch wechselseitige Bildung kommt vorwärts im fortwährenden Gespräch, im aufmerksamen Anblick, in fortdauernden brieflichen Mitteilungen - ohne diese verkümmert die Freundschaft. Sie muss im Medium der Mitteilung fortwährend erneuert, weiter entwickelt werden. Freundschaft bedarf des Dialogs, der mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen, sie ist andauernde Praxis. Diese umsichtige Praxis ist eine nötige, aber nicht hinreichende Bedingung der Möglichkeit, das zu entdecken, was ohne sie so nicht existieren könnte: Selbst und Welt.

Eine solche Freundschaft blüht nur in der Atmosphäre der Freiheit. Nur eine Verbindung, die fähig ist zu beständiger Erneuerung, die sich von Augenblick zu Augenblick in Frage zu stellen bereit ist, wird als „wahre Freundschaft“ erkannt. Damit steht die Freundschaft in starkem Kontrast zu allen anderen Formen von Gemeinschaft und Gesellschaft, die ihre Mitglieder über Rechte und Pflichten, über Regeln und Zwänge vereinnahmt und anhält, sich an eine vorgegebene Form zu halten: der Bund, der Pakt, der Vertrag, die Mitgliedschaft. Die „Freiheit“ in der Freundschaft erlaubt Benehmensformen und Orientierungen ohne vorgegebene Ordnung, sie lässt keine ausser ihr liegenden, schon vorweg bestimmten Formen zu, sie hat keine „Organisation“, die realisiert werden muss. Die Dynamik ist zentral, die „Begeisterung“, die sich entzünden mag und die die Freunde in jedem Moment über sich hinauszutragen befähigt. Will man ein Zentrum dieses Freundschaftsideals ausmachen, so wäre es wohl das „über sich hinaus“ in „Freiheit“. Sie erträgt keinen Zwang, verachtet Zwecksetzung, muss sich immer neu durch Praxis aktualisieren, um wahr zu sein.

Eine solche Freundschaft verkörpert deshalb, so Friedrich Schlegel, die höchste Form der Liebe: „Liebe ist universelle Freundschaft und Freundschaft ist abstrakte Liebe (...) Freundschaft ist wahre philosophische

Liebe, Nutzen und egoistische Interessen lassen sie verkümmern, denn sie ist reiner, Selbstzweck.“ Sie gleicht einer Art der „Menschheits- und Weltenliebe, aus der Gemeinschaft entsteht“. Diese freundschaftliche Liebe kann viele „Lieben“ leben, sie ist nicht begrenzt, schliesst letztlich alle Menschen ein. Philosophisch kann die Freundschaft deshalb als Mittel gedacht werden, um eine neue, gleiche, „brüderliche“ und freie Menschengesellschaft entstehen zu lassen.

Soweit die Umriss des Ideals, wie ich sie einer neueren Studie zur Geschichte der Freundschaftsauffassungen entnommen habe, „Freundschaft“ scheint hier synonym für die Menschwerdung, denn etwas Neues soll durch sie zu Tage kommen: „Menschheit“, Menschlichkeit, wahres Menschsein im Einzelnen und in Allen - ohne Unterschied. Damit ist die „Freundschaft“ privilegiert vor allen anderen Verkehrs- und Benehmensformen, weil sie so radikal „frei“ gedacht wird und weil in ihr Äusserungs- und Erfahrungsmöglichkeiten erhofft werden, die im zivilen Leben nicht erlaubt sind noch erwartet werden können. Auch wenn uns die Gestalt dieses emphatischen Ideals heute fremd erscheinen mag, auch wenn wir seine Funktion für eine politisch ohnmächtige Intelligenz verstehen, ich meine doch, dass in diesem Ideal eine bewegende Hoffnung zur Sprache kommt: die Hoffnung auf Selbst- und Weltvergessenheit in der Hinwendung zum Anderen, radikal und bedingungslos; eine Denk- und Erfahrungsmöglichkeit ungebundener Menschen; die haltlose Hoffnung, dass die Gegenwart und die Beschädigungen und Einseitigkeiten der Person gesprengt werden und verborgene Facetten von Mensch und Welt zu Tage kommen. Diese Freundschaft steht im Gerundivum, sie soll in eine Richtung, aber diese kann weder willentlich erzeugt, noch produziert und auch nicht geplant werden. Sie lässt sich nur als Geschenk des Gegenübers verwirklichen.

## 2. Freundschaften zwischen Frauen um 1800

In Traktaten über die Freundschaft - und auch in ihrer Historiographie - waren die Frauen eine Leerstelle: traditionell fehlen sie in den Freundschaftslehren. Seit der Antike wurde in allen philosophischen Abhandlungen „die Freundschaft“ als Beziehung zwischen zwei Männern definiert. Eine Freundschaft zwischen Frauen, zwischen Frauen und Männern, ebenso wie zwischen Familienmitgliedern und Liebenden, wurde in der nacharistotelischen Philosophie kategorisch ausgeschlossen. Der Grund für den Ausschluss dieser Möglichkeit war die Ungleichheit der Beziehungen zwischen diesen Personen, die eo ipso einen auf Ebenbürtigkeit gründenden Freundschaftsbund unmöglich machte. Die gelehrte Semantik der Freundschaft hatte also seit je her Frauen marginalisiert, obwohl zumindest für das 18. Jahrhundert unübersehbar war, dass die Zeugnisse dieser Einhegung auf Männer widersprechen. Seit zwei Jahrzehnten hat nun die feministische Literaturwissenschaft diese Leerstelle untersucht und gezeigt, dass, jedenfalls seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Freundschaften nicht vorrangig Männer verbanden, sondern Frauen und Männer und Frauen mit Frauen. Wir können uns nicht damit begnügen, das Ideal von „Freundschaft“ zu besprechen, sondern müssen fragen, wie sie gelebt wurden. Da lässt sich nicht auf eine abstrakte Weise herankommen, sondern nur über einzelne Geschichten. Deshalb will ich nun Facetten von Freundschaften an drei Freundinnenpaaren aus dieser Epoche illustrieren. Ich stütze mich dazu auf den ersten Sammelband zu Frauenfreundschaften im Gespräch (Querelles 3: Freundschaft im Gespräch, 1998).

### 2.1. Nähgarn und Musenalmanach - Nüchternheit und inniger Verlaß zwischen Caroline Schlegel-Schelling und Luise Stieler-Gotter

Es ist in der Literaturwissenschaft lange übersehen worden, dass sich die Mehrzahl der überlieferten Briefe von Caroline Schlegel an eine Freundin richteten, egal ob die Kuverts die Namen Michaelis, Böhmer, Schlegel oder Schelling als Absender trugen. Begonnen hatte deren Freundschaft 1774, als Caroline in Gotha im Internat war und sie blieb lebendig bis zu ihrem Tod 1809 und darüber hinaus in der Anteilnahme der Frauen beider Familien. Zunächst sind die Briefe von Caroline - und nur diese werden hier berücksichtigt - ein Zeugnis treulicher Teilnahme an den konkreten Lebensumständen der Freundin, obwohl beide meist örtlich getrennt waren. Luise Stieler-Gotter lebte die meiste Zeit in Gotha, Caroline berichtete u.a. aus Göttingen, Clausthal, Marburg, Mainz, Braunschweig, Jena, Dresden, Würzburg und München (Meyer, Nur nicht eine Minute Schwärmerei, 137). Im Kontrast zum hochfliegenden Ideal der wechselseitigen Eröffnung freischwebender „Selbste“ ist diese Freundschaft wunderbar vermischt und alltagsverbunden: „Aus Mainz meldet sich Caroline Böhmer mit Lektürevorschlägen, sie empfiehlt der Freundin Mirabeau; Liebe Madam Luise, Du könntest doch auch dergleichen lesen, wenn Du Deine Kleinen zu Bett geschickt hast.“ Der Postverkehr transportiert eine Menge lebensnaher Anteilnahme: Mitteilungen über Bücher, Dienstmädchen, Kinder, neue literarische Nachrichten werden zwischen den Städten hin und her geschickt. Luise, so schreibt Caroline aus Jena, solle ihr doch „aus einer Not helfen“, denn „in diesem verwünschten Nest, wo es Necktar und Ambrosia giebt, ist doch kein gebleichtes Garn zu kriegen“ und sie verspricht zum Austausch, sie würde der Freundin ein Exemplar des Musenalmanach als Leihgabe schicken (Meyer, FN 9, 148). Eine alltagsgebundene Pragmatik spricht aus diesen Briefen, die jede Zelebrierung von „Freundschaft“ um eines Ideals willen und die entsprechenden „empfindsamen Gefühlsinszenierungen“ meidet. Die Verfasserin der Briefe baut auf die nüchterne verlässliche Liebe der Adressatin.

Die Zuneigung zwischen beiden Frauen wird nicht bedroht durch die wechselnden Lieben und Ehemänner der Caroline. „Meine Anhänglichkeit für Dich bleibt so warm und zärtlich wie immer, keine Liebe kann sie schwächen, keine neue Verbindung die erste heilige zerreißen“, schreibt Caroline und bekräftigt diese Gewissheit im nächsten Satz: „Ich habe kein enges Herz, wo sollt ich doch auch mit Euch allen hin?? Es ist mir schwer zu bestimmen, wer mir der theuerste ist. Ich habe es immer behauptet und es bleibt mir wahr, ich kann ohne Liebe leben, aber wer mir die Freundschaft nimmt, der nimmt mir alles, was mir das Leben lieb macht“ (Meyer, 139). Franziska Meyer kommentiert, dass die Schreiberin in diesem Schlüsselsatz keine allgemeinen oder „ethisch motivierten Normen der Freundschaft“ formuliert, sondern das, was sie empfindet. Ihre Freundschaft strebt nicht nach einem Ideal allgemeiner Menschenliebe, sondern wurzelt in dem, was ihr „das Leben lieb macht“ (ebd. 139). Für Caroline gibt es eine deutliche Rangfolge, in der die Freundschaft Vorrang haben soll vor der Liebe und sie sieht beide in einer mehr oder weniger intensiven Spannung. Wieso? Die „Liebe“, sei es in einer Liebesheirat oder einer Konvenienzehe, bedeutet konkret den Verlust der Freundinnen. Caroline beklagt in verschiedenen Briefen den Verlust einer Freundin durch deren Eheschliessung und Wegzug in eine andere Stadt. Die Eheschliessung schmälert den Raum für die Freundinnen, weil nun der Lebensmittelpunkt um den Ehemann konzentriert werden muss. Bei Caroline

verkörpern Ehegatte und Freundinnen „Antipoden zweier Lebensformen“. So berichtet Caroline über ihre Hochzeit: „Ich stand da von meinen Freundinnen umringt, und dachte das am lebhaftesten, welch ein Zustand der meinige seyn müßte, wenn ich den Mann vor mir nicht liebte“. Die Eheschliessung bedeutet immer auch einen Verlust der Freiheit: „Und nun fühlte ich zum erstenmal, daß ich verheirathet war, da ich dem Mann folgen mußte und alles zurückließ.“ (ebd. 140)

Deutlich ist in Carolines Briefen ihre Abneigung gegen die Poetisierung oder Stilisierung der Freundin, ebenso wie sie der rhetorischen Überformung durch Elogen „über die Freundschaft“ abgeneigt ist. Überhaupt distanziert sie sich von jeder Verallgemeinerung ihrer Erfahrungen, denn ihr geht es um diese Freundin, ihre Luise, und die ihr gegenüber empfundene Vertrautheit und Verlässlichkeit. Sie misstraut den Worten, „die nicht selbst gemacht und gedacht, sondern aus Dichtern übernommen sind.“ (ebd. 142) Sie sucht nicht allgemeine Reflexionen zur „Freundschaft“, sondern das konkrete Teilnehmen in Krisen und Krankheiten, ebenso wie beim Nähgarn. Franziska Meyer arbeitet heraus, dass der Urgrund und Quell der Freundschaft zwischen diesen beiden Frauen in der Erinnerung an ihre Mädchenzeit liegt, im „Andenken an die liebsten Jahre meines Lebens“, wie Caroline es ausdrückt. „Wir sehen weder die Idealisierung der Freundin noch die Idealisierung der Freundschaft, sondern die Idealisierung einer Praxis: Vergangenes - nicht zuletzt unverheiratet selbstbestimmtes - Glück soll in der Freundschaft überleben.“ Diese war für Caroline eine fortwährende Stütze im Leben, die sie durch „unermüdliche Freundschaftspraxis“ zu erhalten und in der Gegenwart zu bestärken sucht. Und wie tut sie das? Tätiges Geben und Nehmen, Mitfreuen und Mitleiden, bedachte Reziprozität - „Ich habe so lange nichts von Dir gehört, dass ich recht viel wissen muss, da ich doch wirklich nicht aufhöre, redlich theil zu nehmen an allem, was Dir und den Deinen begegnet“ - und Misstrauen gegen verstiegene poetische Selbst- und Fremdentwürfe. In dieser Freundschaft kann das brief-schreibende „ich“ sich eines ursprünglichen Selbstgefühls versichern, erhofft und findet Rückhalt, weil die unverbrüchliche Zuneigung im Geben und Nehmen zwischen Schreiberin und Adressatin sich aus dem Quell einer Erfahrung speist, die jeder Ehe und Liebe mit einem Mann voraus ist.

2.2. „Es war ein Reichtum, den ich in mir ahnte, und es war mir alles durch Dich geschenkt“:  
Bettina von Arnim und Karoline von Günderode (1839)



Bettina von Arnim



Karoline von Günderode

Eine andere lebensgeschichtliche Bedeutung der Zweisamkeit zwischen Freundinnen will ich nun am Beispiel der Briefe und der literarisch gestalteten Rückerinnerung der Bettina Brentano an die zwischen 1804 und 1806 erlebten Zeiten mit Karoline von Günderode besprechen. Ihre Freundschaft kam zustande, als sich die 17jährige Bettina und die damals 24jährige Karoline im Stift der Günderode trafen. Besuche, Gespräche, Briefe. Bettina von Arnim hat sie 1839 mit Verwendung einiger Originalbriefe und fiktionalisierten weiteren Briefen in eine literarische Form gebracht. Zwei Jahre der Freundschaft waren es, in denen Bettina Jahrzehnte später die grundlegende Erfahrung ihrer Selbst suchen würde. 1811 heiratete Bettina Achim von Arnim, zwanzig Jahre dauerte die Ehe. Christa Wolf hat im Nachwort zu Bettina von Arnims „Roman“ „Die Günderode“ die Bedeutung dieser Freundschaft als geheime Schatzkiste gefasst: „verriegelt und verrammelt liegt in dieser angenommenen Schatulle der Geist ihrer Jugend, ohne sich zu verflüchtigen, im Werk der Fünzigjährigen wird er seine nicht genug zu bestaunende Wiedergeburt erleben (...) Sehnsuchtsmotive eines anderen, besseren Lebens...“ (Wolf, 547). Christa Wolf schreibt zum Eheleben: „zwanzig Jahre Ehe, sieben Schwangerschaften, sieben Geburten, Pflege und Erziehung von sieben Kindern, strapaziöse Umzüge, Geldsorgen, Haushaltsscherereien jeglicher Art und, nicht zu letzt, eine Beziehung zu ihrem Mann, die nicht ‚einfach‘, nicht ungetrübt war - zu verschieden waren ihrer beider Naturen und Bedürfnisse, der sie aber redlich gerecht wurde.“ (Wolf 547) Christa Wolf zitiert aus verschiedenen Briefen aus diesen Jahren die Sätze einer unter Versagung und Alltagslast stöhnenden Frau: „Ich hab die zwölf Jahre meines Ehestands leiblich und geistigerseits auf der Marterbank zugebracht, und meine Ansprüche auf Rücksicht werden nicht befriedigt“, schreibt Bettina an ihre Schwester Gunda. Ihr schildert sie das Abnehmen der Kräfte unter dem Alltag des Ehejochs, ihre wachsende Ungeduld aufgrund ihrer wachsenden Schwäche: „Mein Perspektiv ist das End aller Dinge“ (ebd. 551).

Nach dem Tod ihres Mannes (1831) kümmert sich Bettina als eine „todnüchterne Person“ um die Verwaltung der Hinterlassenschaft für ihre Kinder, aber sie wird auch, „zur Überraschung aller, zum Mißfallen ihrer Frankfurter Familie“ nach dem Tod des Mannes schriftstellerisch aktiv, schreibt 5 Bücher in 13 Jahren und macht ihre Wohnung „zum Zentrum für unabhängige Geister, schert sich den Teufel um Bespitzelung, Postzensur und Observation, kümmert sich um die Cholerakranken.“ Und sie schreibt. Sie beginnt ihr drittes Leben. Dieses speist sie zuallererst aus der „Schatulle“ der Erinnerung an die Stunden mit der Freundin im Stift damals in Frankfurt. Sie läßt die Erinnerung auf mit fiktiven Briefen, die diese Freundschaft zum Sinnbild der wechselseitigen Bildung und Ausbildung zwischen zwei jungen Frauen machen, die trotz grosser charakterlicher und sozialer Unterschiede durch Wissensdrang zueinander fanden.

Eine Schlüsselszene dieser intellektuellen und kreativen Freundschaft, deren Mitte das Gespräch und die gemeinsame Entdeckung des Gelesenen war, ist oft zitiert worden, weil sich darin die Verschränkung von exklusiver Gemeinsamkeit und Welt-Erweiterung besonders lebendig zeigt. Die beiden jungen Frauen rebellieren gegen das konventionelle Verbot, sich auf Reisen zu begeben und so ahmen sie in phantasiebegabter Weise die Reisen und Kavaliertouren ihrer männlichen Altersgenossen nach und erträumen sich die köstlichsten Weltabenteuer anhand von Landkarten, Geschichtsbüchern und ihrer Phantasie. Diese Passagen stammen aus Bettinas „erfundenen“ Briefen: „Besinn dich doch auf unsere Reise-

Abenteuer, die wir den Winter mit einander durchmachten ... Abend im Mondschein, das war unsere beste Zeit, wo wir phantasierten, und hielten uns einander bei den Händen, wenn wir die Berge hinanstiegen und ruhten unter Dattelbäumen aus. Du machtest immer die Reiseroute, weil Du die Kenntnisse des Landes hattest ... das dauerte den ganzen Winter, und kein Mensch wusste, dass wir in einer südlichen Welt lebten.“ Der besondere Schutz des Stifts-Zimmers der Karoline und dessen Abgeschlossenheit von Familie und Männern, die Exklusivität der Zweisamkeit in einem „Zimmer für sich allein“ war eine Vorbedingung für die Eroberung der gesamten Welt, die sie nicht, wie die Männer, in der Wirklichkeit erobern konnten, sondern die sie für sich erschufen und im gegenseitig mitgeteilten Erleben verwirklichten. Die Grundlage für diese Welteroberung der beiden Frauen waren ihre gemeinsamen Lektüren, durch die sie sich „ein ganz neu Leben“ eröffneten. In ihrer fiktionalen Rückschau mehr als zwanzig Jahre danach erkennt Bettina von Arnim den Ursprung ihres Selbst, ihrer Kreativität, die sie dieser Freundschaft verdankte: „das, was Bettina in dieser ungleichen Freundschaft suchte und fand - schreibt Marie-Claire Hock-Demarle - war ihr eigenes Selbst.“ Sie findet den Quell ihrer selbst so: „Der Sinn der Welt ist mir einleuchtend geworden durch Dich, ich hätt' ihn nimmer geheiligt, ich hätt' ihn nimmer verachtet ... und es war ein Reichtum, den ich in mir ahnte, und es war mir alles durch Dich geschenkt.“ (Hock-Demarle, Zwischen Wirklichkeit und Fiktion, 177)

Die „Wirklichkeit“, wie sie in den neun originalen Briefen zur Sprache kommt, war von Seiten der Günderröde anders. Auch sind die originalen Briefe nüchterner, enthalten keine Herzensergiessungen, sind „merkwürdig spröde“ (ebd. 171). Aber sie kreisen bei beiden Frauen um das Lernen, um die Lektüren: „Die Geschichte studiere ich auf folgende Weise. Ich lese sie im allgemeinen des Morgens bei dem Günderröden, des Nachmittags mache ich mir einen Auszug aus dem, was ich gelesen habe“, schreibt Bettina (ebd. 172). Die beiden lesen und besprechen Geschichte und philosophische Schriften, insbesondere Schelling, begeistern sich gemeinsam an Hölderlins Lyrik und an dessen Übersetzungen aus dem Griechischen. Ihr Zusammensein diente ihnen als Stütze, sich intellektuell zu entwickeln und dies zu tun ohne Rücksicht auf die Beschränkungen der üblichen Mädchenbildung. Der „Stoff“ dieser Freundschaft, die Fäden, durch die hindurch sie in ihrer Eigenart erschaffen wurde, war das Gespräch in Stunden der strengen gedanklichen Strebsamkeit, der philosophischen Auseinandersetzung. Dies Zusammensein war der Humus für Bettinas kreative Entwicklung. Hock-Demarle fasst deren Bedeutsamkeit zusammen: „Inwiefern Bettina Brentano in dieser Erfahrung weiblicher Freundschaft - die in ihrem langen Leben die einzige dieser Art bleiben sollte - ihre eigene Kreativität entdeckte, lässt sich an einer Äußerung nach dem Tod der Freundin erkennen: ‚Es weiß keiner, wie nah es mich angeht, wieviel ich dabei gewonnen und wieviel verloren habe.‘“

### 2.3. „Sie fehlen immer und den ganzen Tag. Antworten Sie mir gleich“ - Rahel Varnhagen und Pauline Wiesel



Rahel Levin Varnhagen



Pauline Wiesel

So schreibt Rahel Levin Varnhagen im März 1811 an ihre Freundin Pauline Wiesel in Bern. Seit langem ist bekannt, dass Rahel Levin Varnhagen als Briefschreiberin, als ‚große Freundin‘ und Freundschaftsstifterin genannt werden muss, wenn man etwas über Freundschaften aus dieser Zeit wissen will. Sie praktizierte Freundschaften in ihren weitläufigen Briefwechseln; ihr „Werk“ kreiste als Saloniere und Korrespondentin um Freundschaft, denn sie hatte ein Verständnis von Freundschaft, das diese als Voraussetzung für alle individuellen und geselligen Beziehungen ansah. Freundschaft war für sie das Lebenselixier - neben der Einsamkeit. Durch die bruchstückhafte Überlieferung ihrer Briefwechsel war bis vor kurzem vor allem die Verbindung mit bedeutenden Männern aus ihrem Freundeskreis beachtet worden, nun kann mit der grossartigen Edition bisher ungedruckter Briefe die Bedeutung der Freundinnen und Freunde für Rahel Levin Varnhagens Denken und im Lebensvollzug besser verstanden werden. Ich will zunächst Rahel Levin Varnhagens Ideen über die Freundschaft skizzieren und dann die einzigartige Freundschaft mit Pauline Wiesel.

Rahels Levin Varnhagens nennt die Freundschaft einen „Quell“ und „Mobil“ aller zwischenmenschlichen Beziehungen. In einem Brief von 1824 an ihre Jugendfreundin und Kusine Sara Grotthus schreibt sie, die damals über Fünfzigjährige: „Freundschaft ist kein leeres Wort! Goethe definiert sie in der Elegie so: Freunde, Gleichgesinnte, nur herein! und ewig frappte mich dies Wort; und gleich, für ewig.“ (Thomann Tewarson, Die grosse Freundin, 153). Sie kommentiert das Goethezitat weiter: „Was sind Freunde? Gleichgesinnte. Und wo kann der Mensch, die Kreatur, am Ende aller Dinge hin, als zum Geist der Geister. Über diese Gegenstände müssen Freunde - wie wir selbst - sich besprechen; der Tod, als das Aufhören alles Seins, welches aufhören kann, muss uns an das Absolute mahnen, und dies an unsere höchsten Gedanken; und in und bei diesen müssen wir Gleichgesinnte haben; dies ist der höchste Punkt der Geselligkeit, und der tiefste: und daher der Quell und das Mobil aller, noch so geringfügig scheinender.“ (ebd. 153) Rahel gibt keine abstrakte Definition der Freundschaft, sie formuliert kein Ideal, sie setzt keine Form, die anzustreben sei, sie versucht vielmehr, aus ihrer Lebenserfahrung zu bestimmen, was es bedeutet, Freund zu sein



und Freunde zu haben. Sie formuliert das ohne fest bestimmbar, sei es affektiven oder intellektuellen Inhalt, sondern bestimmt es durch das, was Freunde sich tun. Sie sagt, dass Freunde als Gleichgesinnte „sich besprechen“ müssen über die „höchsten Gedanken“. An einem späteren Punkt des Briefes kommt sie darauf, wie dies zu tun sei, nämlich durch „Sprache, Mittheilung, und ihr Werkzeug Vernunft - ohne sie kein Verständigen (...) und das Herz, die große Uhr, die auf Wohl und Wehe zeigt“ (ebd.153).

Was sind „Gleichgesinnte“? Menschen, die sich ohne Zwecke und als Gleiche einander zuwenden. Rahel will nicht „Freundschaft“, sondern Freunde vermerkt sie in einer Tagebucheintragung vom Dezember 1824: „Ich war irre, mit Vielen, bis jetzt über Freundschaft, oder vielmehr über Freunde. Nicht muß ein Freund dem andern so viel leisten, als dieser ihm. Solches handelsmässige Verfahren mag in allen übrigen Verhältnissen Statt finden! Unsre Freunde sind die Gleichgesinnten, die wir, wie uns selbst, müssen ehren können; Freunde sind Menschen, die voneinander überzeugt sind; aber bald muß der eine, bald der andere alles leisten, ohne Kalkül anzustellen, und je etwas dafür zu erhalten, noch zu erwarten, noch in sich zu fordern. Und so ist es auch in der Welt; wir haben Freunde, denen wir leisten, und Freunde, die uns leisten; und dies nach den verschiedenen Naturen der Menschen und ihrer Lage gewähren zu lassen, grade darin besteht die Freundschaft. In allen anderen Verhältnissen herrscht ja ein offener Handel. Ein Freund kann nur ein verehrtes Wesen sein, von dem wir, der Natur der Verehrung nach, nichts verlangen. Was wäre er sonst?“ (ebd. 154) Freund sein gründet Rahel Levin Varnhagen also in der Haltung zum andern und zu sich selbst. Freunde respektieren sich, anerkennen sich und fördern sich ohne Beimischung von Zwecken. Dem Freund gegenüber ist es erlaubt und nötig, die konventionellen Erwartungen und Ansprüche beiseite zu setzen, vom Gegenüber aber auch um seinerwillen zu fordern, dass er oder sie so handle, dass wir ihn oder sie „ehren“ können. Freunde, Freundinnen oder Freunde, wirken je füreinander wie Treibkräfte zur Entfaltung. Rahel machte keinen Unterschied, ob Frauen oder Männer freundschaftlich verbunden waren, da ihr jede Freundschaft ein „Experiment“ war, das seine Eigenart finden musste.

Auch Rahel privilegierte die freundschaftliche Gesinnung vor der „Liebe“, Freundschaft war für sie eine Voraussetzung für die Entfaltung der Liebe, sie gab ihr als Frau die Möglichkeit, dem Geliebten gegenüber auf gleichem Fuss zu stehen: „Indem sie vom Geliebten Freundschaft forderte, erstrebte sie eine egalitäre Beziehung“ (ebd. 158) und: Rahel sah die „Freundschaft als das Grundgefühl, das auch nach dem Verlust der Liebe weiter bestehen kann“.

Mit Niemandem aus ihrem weitläufigen Freundeskreis lebte Rahel Levin Varnhagen eine solche Nähe, zärtliche Präsenz und Gleichgestimmtheit wie mit Pauline Wiesel. Die Rekonstruktion und sorgsam kommentierte Ausgabe des bisher ungedruckten Briefwechsels erlaubt es der Leserin heute ahnungsweise zu verstehen, wie diese „Freundschaft“ nichts ist, was objektiviert werden könnte, denn sie lebt von der Mitteilung, dem Briefwechsel, dem adressierenden Schreiben und Antworten. Die Lektüre des Briefwechsels entzückt durch die Frische, Unverbrauchtheit, Beweglichkeit und Direktheit dieser wechselseitigen Antworten. Im lauten Lesen von Anschreiben und Antworten durch Brief nach Brief - die wegen ihrer Orthographie stimmlos zunächst schwer verständlich sind - verstand ich, wie Präsenz im Schreiben die geographische Distanz aufhebt und wie unerhört „wirklich“ jede Schreiberin zur anderen spricht.

Die beiden Frauen kannten sich seit den 1790er Jahren, sie befreundeten sich zwischen dem Ende des Jahres 1803 bis zum Jahr 1808, als beide in Berlin lebten. In diesen Jahren brachte Rahel ihre Freunde in die Geselligkeit im Haus ihrer Mutter. In diese Jahre fällt auch Paulines Liebschaft mit dem Prinzen. Danach verließ Pauline Wiesel die Stadt, da sie dort „völlig ohne Ort“ war, gesellschaftlich in einer unerträglichen Lage. Sie war viel auf Reisen, lebte in Frankreich, der Schweiz und Italien, eine zeitlang auch in Baden-Baden. In diesen Jahren sehen sich die Freundinnen nur selten, sie stehen aber bis zum Tod Rahel Levin Varnhagens am 5.März 1833 in immer wieder aufgenommenem, zeitweise fortwährendem brieflichen Gespräch miteinander. Der letzte überlieferte Brief der schwer erkrankten Rahel Levin Varnhagen vom Februar 1833, den sie teilweise jemandem diktirte, weil sie die Feder nicht mehr selbst führen konnte, ging an Pauline Wiesel. Darin die Sätze: „Liebe Pölle! Schreiben Sie mir von sich! Ich kann nicht mehr (...) Sie sind der erste und Einzige Mensch dem ich schreibe. Seyn Sie trotz der Schreckenspause meiner Gesinnung gewiß. Ihre R.“ (Wiesel, 455)

Barbara Hahn, die Herausgeberin, zeichnet die Eigenart dieser Freundschaft in Briefwechseln so: „Sie entfalten ein unlegitimiertes Denken, ein Denken, das sich ausserhalb etablierter Wissens- und Überlieferungsformen bewegt und daher auch nur in Briefen seinen Ort finden kann. Hier artikuliert sich ein Typ von Wissen, das sich nicht um Autoritäten und die üblichen Instanzen der Kontrolle des Wissens schert. Frische Gedanken, Gedanken ohne Familie, ein Denken, das nicht altert.“ (Wiesel, 730) Barbara Hahn hat recht. Es genügt, die Verschriftung des Dialogs laut zu lesen, um zu verstehen, weshalb „Freundschaft“ im schönsten Sinne untauglich ist, als etwas Generalisierbares definiert zu werden.

Damit bin ich am Ende meines Versuches, Freundschaft als „Alternativbeziehung“ um 1800 einzukreisen. In einem radikalen Sinn scheint sie mir eine wirkliche Alternative, nichts Anderem vergleichbar und mit nichts in Konkurrenz - jedenfalls in den Briefen dieser Frauen. Erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde sie zur „Beziehung“, dann zur „Beziehungskiste“ und heute zum Event, vergleichbar der Ehe.

Schinkel, Andreas: Freundschaft. Von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement - Die Verwandlungen einer sozialen Ordnung. Freiburg: Karl Alber 2003.

Kracauer, Siegfried: Über die Freundschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1971.

Bovenschen, Silvia: Die Bewegungen der Freundschaft. Versuch einer Annäherung. In: Neue Rundschau 97.Jg. 1986, Heft 4, 89-111.

Bovenschen, Silvia: Ach wie schön. Ein Kapitel über Freundschaft und ideosynkratische Befremdungen mit einem Exkurs über ein Stück von Natalie Sarraute. In: Querelles Jahrbuch für Frauenforschung 1998, Bd.3: Freundschaft im Gespräch, hg. von Sabine Eickenrodt und Cettina Rapisarda. Stuttgart: Metzler 1998, 33-47.

Meyer, Franziska : „Nur nicht eine Minute Schwärmerey“. Caroline Schlegel-Schellings Freundschaft mit Luise Stieler-Gotter. In: Querelles 3, 137-150.

Hook-Demarle, Marie-Claire: Zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Karoline von Günderode und Bettina von Arnim - eine weibliche Freundschaft um 1800 und ihre literarische Verarbeitung. In: Querelles 3, 169-182.

von Arnim, Bettine: Die Günderode. Mit einem Essay von Christa Wolf. Insel Verlag 1983.

Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Pauline Wiesel, hg. von Barbara Hahn. München: Beck Verlag 1997.

Hahn, Barbara: „Antworten Sie mir!“ Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld 1990.

Thomann Tewarson, Heidi : Die „große Freundin“ und Freundschaftsstifterin Rahel Levin Varnhagen. In: Querelles 3, 152-168.

„Ich seh dich,“ sagte es. Das war das Letzte. Es hatte sich hinter die Züge des „eigenen“ Gesichts zurückgezogen. Im Gesicht selbst hatte es keinen Platz mehr.

Das ist eine eigentümliche Sache: Du gewöhnst dir einen Menschen an. Seine Augen zuerst. Die Augen zuerst? Sicher ist das auch nicht.

Die Augen leuchten vielleicht aus einem Gesicht. Oder stecken stumpf darin. Schwimmen. Halten sich sehend hin, damit du sie ansehen kannst. Haben eine Farbe, die einen Namen haben kann. Anderes dringt tiefer, könntest du denken, manchmal sehr tief.

Im Augenblick, in dem Augenblick, im „ich-seh-dich“ Augenblick, ist das vorbei. Wird noch erinnert – aber ist vorbei.

Das Gesicht bleibt eine Fläche. Schaltfläche? Oberfläche? „Ihr Gesicht ist ja eher flächig.“ So sagte das ein modellierender Make-up-Berater, als das Gesicht noch jung und rund war. Die wissen das.

Traurig siehst du auf das andere Gesicht, das du dir angewöhnt hast. Du kannst nicht mehr in das Gesicht sehen, siehst auf seine Fläche hin. Fühlst deine eigenen Augen.

In den feministischen Büchern steht immer, daß der Mann die Frau als einen Spiegel für sich braucht. Um sich schön gesehen zu finden. Kann man sich das vorstellen?

Die Muslime verschleiern ihre Frauen. Je weniger sie sich ihren Gott glauben, desto tiefer, so scheint es, müssen ihre Frauen verschleiert sein. Nur eines dieser Kleidungsstücke ist ganz konsequent: die Burka. Sie verschleiert auch die Augen. Wer unter einer Burka sitzt, kann lebend nur noch einen Satz sagen.

„Ich seh dich.“

Wie bezaubernd überall die offenen Gesichter der Kinder. Wo ein Kind Glück hat, verschließt es sein Gesicht erst in der Pubertät.

Nie werde ich vergessen wie sie ausgesehen haben, meine eigenen beiden Kinder, in ihren sonst so unterschiedlichen Gesichtern. Wenn etwas das Kind ganz und gar glücklich machte, dann stand ihnen immer der Mund ein bißchen offen, und die Augen, die waren so ... das darf man gar nicht beschreiben. So wenig wie die völlig entspannten Lippen.

Das Glück konnte sein, daß zum Luftballon ein Wort gefunden war und nun laut herausgerufen werden mußte: Luffawa! Luffawa!

Das Kind sieht viel mehr, den ganzen Tag. Es bekümmert sich wie es sich freut. Es erhält sich und wirft sich um. Es wohnt in sich und in seinem Gesicht und ein bißchen immer mal wieder auf meinem Leib. Es wohnt überall, fällt nicht heraus. Na, man weiß es nicht. Aber ist es nicht ganz da, noch wenn es in seiner Verzweiflung aus Leibeskräften wie wir sagen schreit?

Das glückliche Kind hält den Mund weich.

Der Stoff, aus dem Streit und Kummer sind, ist ein anderer.

„Ich seh dich.“

Es ist ganz aus seinem Gesicht herausgefallen. Der Mund spricht noch. Spricht böse, scharf formulierte, sinnlose, klagende, anklagende Worte. Kalte Worte, beschuldigend und distanzierend. Was siehst du?

Ich glaube nicht, daß die feministischen Bücher recht haben. Mehr sicher als jene stumpfsinnigen Bücher, aus denen sich die Sprechblasen der fränkischen Familie am Nebentisch in dieser Kneipe, dem Café Prinz an der Hasenheide, bedienen. Aber das mit den Spiegeln stimmt nicht.

Oder will sich etwa der Mann mit dem spiegelblanken Gesicht, der alles glauben und glauben machen will, nur nicht daß du ihn siehst, will der sich denn so wehtun am spiegelglatten Gesicht einer Frau, wie du dir wehtust an seinem Gesicht? Ich kann das nicht glauben.

Er war alles für dich. Du warst alles für mich. Ich war alles durch dich. Du sagst, ich war alles für dich. Könntest du eine Geschichte von A-Z durcherzählen, würdest du etwas anderes schreiben. Über Finger vielleicht. Oder darüber, wie alles anfing. Wie alles weiterging. Wie es zusammen, wie es auseinander ging.

Früher sagten wir: Ich gehe mit dir. Gehst du mit mir? Willst du mit mir gehen? Wo gehst du hin? Geht noch was? Wie soll das denn gehen?

Tausend Geschichten hören wir täglich, von A-Z durchgezählt. Am liebsten mit einem Mord. Morde sind uns irgendwie wichtig. Wir sehen uns Morde an, in schnellen Filmen, manchmal in langsamen. Der Mord macht die Handlung, treibt sie an.

Ich sitze hier und kann nicht morden. Ich sehe in dein Gesicht. Ich sehe nun doch, ja, in dein Gesicht. Daß ich es sehe, daß ich dich sehe, das ist alles, was du mir nicht glaubst. Sonst bist du aber nicht mißtrauisch. Denkst du.

Im Grunde ist das fast lustig. Ragst hier vor mir auf, bis unter die Haarwurzeln verspiegelt. Zugenäht, wo andere Menschen offen sind.

---

An einem Tag wurde es mir zum ersten Mal leicht, an diese Szene an dem Tisch zurückzudenken. Das war ein guter Tag.

Längst war alles in mein Gesicht zurückgekehrt. Mein Gesicht war schon bekannt geworden. Es lächelte ein wenig scheu, aber offen genug, von einigen wenigen, sehr weit verbreiteten und zugleich wohl verborgenen Bildern.

Mich störte das nicht sonderlich. In gewisser Weise hatte ich es vielleicht sogar darauf angelegt. In anderer Hinsicht hatte es sich einfach ereignet. Ich war die, die unter der Hand sehr vielen Reportern und Journalisten die Themen vorgab. Was ich schrieb, wurde in leicht abgewandelter Form sofort verbreitet. Man hatte eine raffinierte Weise gefunden, aus dem, was man für meine Krankheit hielt, Kapital zu schlagen.

Der Architekt dieser Veranstaltung, die innerhalb weniger Monate zu einem auch für ihn nicht mehr kontrollierbaren Selbstläufer der virtuellen Kommunikation, des institutionalisierten Verrats, der übelsten Abzocke des Medienzeitalters geworden war, hatte es genial erdacht.

Es sollte sein großes Verbrechen sein, ein Verbrechen, dessen Ausmaß eines Dostojewski würdig gewesen wäre. Ein Verbrechen, mit dem er sich den Wunsch erfüllte, den er in einem Werk des Marquis de Sade vorformuliert fand.

Hier war sein Gegenstand.  
Er trug meinen Namen.

---

Sie ist so sensibel, hörte ich ihn einmal sagen, das wird uns in die Hände arbeiten. Das wird die Sache richtig katalysieren und beschleunigen. Wir müssen sie merken lassen, was wir mit ihr treiben. Aber niemals ihr einen justiziablen Beweis in die Hand geben. Dann wird es was. Kein Exil wird sie schützen. Nicht heute. Nicht in dieser Welt. Nicht vor uns.

Du willst nicht mittun? Schau hier: Das biete ich dir. Kannst du widerstehen? Widerstehen konnte so gut wie keiner. Zu schön die Gedanken, das Leiden, das allmähliche Versickern der betroffenen Frau, um es nicht in viele hübsche verkäufliche Häppchen zu zerlegen. Zu lockend die Lust, das klammheimliche oder sabbernd offenstehende Vergnügen, eine Frau vom vermeintlich hohen Ross zu holen.

Ich gewöhnte mich daran. Eine Weile spielte ich mit ihnen wie sie mit mir spielten. Manche verbrannten sich. Als sie das merkten, isolierten sie mich. Immer weiter, immer tiefer. So kann man auch tief herankommen an eine Frau.

Die andere Variante hatte mir besser gefallen. Aber du wolltest nicht, daß ich dich dabei sehe. Ich wollte das. Und daß du mich siehst. Ich liebte es, wenn wir uns sahen. Wenn dann jeder sich und den anderen vergaß.

---

Vielleicht habe ich das ganz alleine geträumt. Zum Beispiel, als ich in den Tiergarten ging und hörte, wie in meiner fremden Sprache ein junger Mann ins Telefon schrie: Sie ist verrückt, mach dir keine Sorgen, sie wird sich nicht wehren können, noch ein bißchen, und sie muß in eine Klinik. Da war ich schon lange nicht mehr wirklich zu erschrecken. Aber es hat mir sehr wehgetan.

Die fremde Sprache war doch meine fremde Sprache geworden, und ich hatte gelernt, mich vor ihr zu verneigen, indem ich sie nie vergaß, auch wenn ich sie über Jahre nicht sprach, hörte oder las.

Das bricht dir das Herz. Zu sagen war es niemanden. Es ist niemandem zu sagen, wenn deine Liebe grausam zu dir ist.

[...]

Es lehren deine Meister, daß ein Mann und eine Frau, die miteinander schlafen, einander nie ganz meinen. Schon in unserer ersten Nacht in jenem Hotel wolltest du mich erst anrühren, als du glaubtest, dir sicher sein zu können, daß ich dich meine, ganz.

Ich meinte dich. Ich wollte dich vom ersten Augenblick an. Nur dich. Nach der Leere deiner Meister war das der Fehler.

Heute streichelt mich manchmal von ferne etwas, das mich an jenes sanfte, schöne, kluge, in seinen Augen so eindringliche Gesicht erinnert: ein Gesicht, das Gesicht, das sich mir gezeigt und mich angesehen hat. Lächelnd. Lächelnd ist es das schönste Gesicht, das ich je gesehen habe.

Es ist nicht nur sanft. Das Gesicht ist auch das eines Abenteurers. Eines Jägers. Eines Reiters. Ich könnte niemandem sagen, warum ich es so schön finde. Ich könnte erst recht nicht erklären, warum ich ihm vertraue.



Es fehlt.

---

[...]

Nur das Auge, das sich dem Auge des anderen hinhält, kann auch etwas sehen. Nur wer sich gesehen weiß, kann wirklich sehen.

Wenn ich nur das gelernt habe.

---

Die Passionsblume auf meinem Balkon hat zwei Blüten, klar und groß und weit geöffnet. Tiefblaues Strahlen auf weißem Grund. Das Spiel auf der Oberfläche hat neu angefangen.

Ein Kind erzählt von einem Tiefseegarnelenfisch. Er spuckt Wasser nach vorn und bewegt sich auf diese Weise rückwärts. „Das ist sein Antrieb,“ sagt das Kind. Er stößt dann immer irgendwo an, weil er keine Augen hat. So ein unpraktisch eingerichtetes Tier kann auch nur in der tiefsten See überleben.

Aber nachdem wir einmal gelernt haben, daß es da lebt, würden wir es doch sehr vermissen, wenn es plötzlich aufhörte zu sein.

---

Was hinterläßt ein Mensch? Das fragt man mich, dauernd. Es ist mein Beruf geworden, mich diesen Fragen auszusetzen, sie aufzunehmen und so zurückzugeben, daß sie sich neu beantworten können. Was hinterläßt ein Mensch? Einen Geschmack vielleicht? Deine Zunge in meinem Mund.

Das Du, das ich mir geworden bin, soll etwas erzählen. Jahre hast du darum gekämpft, endlich erzählen zu dürfen. Nun sollst du es, und das erste, was dir einfällt, ist: Nichts. Da erzählst du den Menschen, die dir ihre Geschichten erzählen, diese Geschichten mit einem neuen Ton. So haben sie etwas, das ihnen hinterlassen wurde.

Dann gehst du.

Zwei Passionsblumen. Aber ich muß aufbrechen. Der Weg zur Arbeit. Die Arbeit selbst. Der Weg zur nächsten Stelle. Dazwischen: kurzer Blick auf das Gras der grünen Tinte, das ich schnell vermehre.

Das Wiedersehen steht noch aus. Es ist Lied geworden, das war es doch? Unsterblich gehört von Menschen, die eigentlich nicht singen können, in irgendeinem Film. Kitschig. Tapfer. Zum Steinerweichen.

---

[...]

Ich trage ihn zum Mähen, meinen Rasen. Er ermüdet mich, wenn die Halme zu lang werden. Daß mich die Herrschaften, die den Garnelenfisch im tiefen Grunde des Traumas suchen, ermüden, nun gut. Daß aber die Halme eines Tintenrasens den Füller ermüden, das soll nicht sein.

Wie zerstückelt diese Stadt ist, das habe ich erst richtig empfunden, als ich in Paris war. Paris ist nicht zerbombt. Wie surreal wir hier leben, das habe ich erst richtig empfunden, als ich in Jerusalem war.

Du kennst die wirklichen Probleme also nie gut genug, um auszuschließen, daß du sie nicht bei der nächsten Bewegung und in der nächsten Stadt ganz anders sehen wirst.

Ob das von denen, die auf dich starren, während du unter ihrer Lupe liegst, noch einer hören würde, wenn du es ihm sagtest, ist durchaus ungewiß.

---

Der Körper der alternden Frau ist dumm. Er will immer das Wasser bei sich behalten. In allen Zellen. So wachst du morgens auf, und dein Gesicht ist auf einer Seite geschwollen, weil das Wasser in ihm sich den tiefsten Punkt gesucht hat.

So ein Problem muß in der westlichen Welt keine Frau haben, sagen sie dir. Wir geben dir Hormone und Medikamente, die genau auf deine Gene abgestimmt sind. Was willst du dagegen sagen? Daß sich morgen schon herausstellen wird, wie falsch dies alles gewesen sein kann? Begrüßt du nicht sonst den medizinischen Fortschritt?

Es hat vielleicht eher etwas mit der Wirklichkeit zu tun, sage ich mir. Das Herzjagen, wenn ich Dich sehe, das soll man mir nicht wegkorrigieren können mit Hormongaben. Ich will es bei mir behalten, es ist das Beste, was ich seit langem erlebt habe. Es überlebt die unmöglichsten Szenen.

---

In Berlin stehen die paar Hochhäuser noch. Irgendwann ist die schwangere Auster zusammengekracht, aber das ist lange her. Es ist auch nicht von Flugzeugen gemacht worden, sondern einfach so passiert. Am Alexanderplatz wird wieder gebaut, und einmal habe ich mir eine Wohnung angeschaut in einem der Plattenbauten. Ich habe das ganz ernsthaft getan. Das Haus gegenüber stand schon völlig leer. Das mit der Wohnung würde auch bald dran sein.

Die schwangere Auster ist wieder repariert worden. Vor der Tür habe ich einmal mit meinen Kindern und den Kindern meiner Freundin einen matschigen Erdbeerkuchen gegessen. Er hat gut geschmeckt. Da kannte ich schon den Eishagel. Ob der Eishagel auch der liegenden Figur von Henry Moore wehtut, die vor der Akademie der Künste im Hansaviertel jedem Wetter ausgesetzt ist?

Überall erinnern wir das reale Verbrechen. Es geht davon nicht weg. Immer spaltet es wieder einmal die

Verführung zu einem kleinen mythischen Verbrechen von sich ab.

Alles, was wir verbrechen, verbrechen wir an uns selbst. Immer weinen wir unseren Opfern nach. Manchmal, wenn sie es überlebt haben, erlauben sie es lächelnd. Dann kennen wir kein Halten.

---

Was mein Geliebter und der Eisblockregen an mir verbrochen haben, das ist etwas, klein, nicht größer als ich selbst. Wenn sie es denn verbrochen haben.

Es hätte dann ein logisches Problem bei sich: Um durch das Verbrechen an mir groß zu werden, müßte der, der es geplant hätte, erst einmal den Gegenstand seines Verbrechens groß machen. Ob er das einkalkuliert hat? Das ist so eine Frage an den Mythos.

Warum eigentlich haben so viele mitgemacht? Haben sie vielleicht wirklich Angst vor mir gehabt? Woher haben sie die genommen? Ich meine, am Anfang? Hatten sie einmal angefangen, war klar, wovor sie Angst hatten: Vor der Ergebung. Im Angesicht der Ergebung zerfällt ihnen der Grund.

Daß einer mit unreinen Gefühlen seinen Kopf auf den Boden legt und einschläft, während er täglich darum kämpft, ihnen zu entkommen, ist schon schlimm.

Daß hier jemand ich sagt und behauptet, sein Kopf liege immer schon daneben, das ist wirklich ungehörig. Die Gemeinsamkeit ist nur: wir kennen das Gefühl, wenn wir gehetzt werden. Wir lauschen und sehen es allen ab, die es auch kennen.

Wenn es aufhört, fehlt es uns vielleicht. Du fehlst mehr.

---

[...]

Wenn man schon eine prophetische Gabe hat, muß man sie auch einmal zu seinen eigenen Gunsten einsetzen, sagt mir ein erfolgreicher Mann an einem Stehtisch beim Empfang einer amerikanischen Universität. Und denkt, er hat eine.

Sofort setzt sich wieder in Tätigkeit, was ein amerikanischer Kollege und Freund meines verlorenen Geliebten einmal meinen „humming brain“ genannt hat. Denn tatsächlich, warum kann niemand von denen, denen man einen wirklich prophetischen Geist nachsagt, sich selbst schützen?

Die Antwort ist vielleicht sehr einfach: Es gibt keinen prophetischen Geist. Was man dafür hält, ist nur eine Bereitschaft, sich selbst leerer zu machen als andere es tun. Das Auge zuerst.

Eine prophetische Gabe ist vielleicht nichts anderes als die Bereitschaft, so sehr von sich abzusehen, daß man

genauer als andere sieht, was geschieht.

Darüber vergißt man, daß man selbst betroffen sein kann, und die Hand ist damit beschäftigt, den Vorhang festzuhalten, damit er nicht wieder zufällt und verdeckt, was das Auge sehen kann. So hat sie keine Kraft, für das Gesicht zu sorgen, in dem die Augen sind.

---

Ein Mann hat für solche Fälle oftmals ein Haus mit einer Frau, und alles weitere findet sich. Eine Frau hat das Haus vielleicht zeitweilig als Illusion oder als Hölle oder als beides. Wenn dort zu sehr auseinandertritt, was sie sieht, und was sie sehen darf, dann gibt sie irgendwann auf.

Ist sie gut, ist sie etwas wie eine brauchbare Frau, wird man ihr das nicht verzeihen. Frühestens, wenn sie zu alt erscheint für den gewöhnlichen Gebrauch. Bis dahin wird man ihr sagen: Wer mehr sieht, wer sich weigert, das Unglück und die Verluste zu übermalen, der ist maßlos, gierig, egoistisch. Was er sagt, kann nicht wahr sein, und wenn es wahr wäre, dann würdest du doch klarkommen.

Sie selbst aber sehnt sich am Grunde des Sees nach einem Gesicht, dessen Blick durch die Oberfläche dränge, ohne sie aufzulösen. Bis dahin bewegt sie sich in der Tiefe rückwärts, indem sie nach vorne Wasser spuckt, weil keine andere Art der Bewegung mehr möglich ist, ohne das Schwimmen des Auges zu verraten. Das schwimmende Auge aber ist das einzige, was sie in der Welt hat.

---

Auf dem Trockenen schaute ich von weit oben, am Fuße des Denkmals für die Völkerschlacht, verlorenen Blicks über eine Stadt. Oder ich saß auf einer Wiese und lehnte mich rasend an einen Baum. Oder ich schaute in den Schnee und in das schönste Gesicht, das ich je gesehen habe, und dachte: es könnte auch manchmal gehen ohne Tisch. Oder ohne Bett?

Es geht nicht ohne Tisch, es geht nicht ohne Bett, es geht nicht ohne das schönste Gesicht und wenigstens eine winzigste Berührung des Innersten im Ohr.

Daß es ohne alles dieses gehen muß, das ist ein Skandal.

Manche haben mehr Glück.

Andere sagen, man kann dieses Glück machen. Das müssen sie wohl brauchen.

---

An einem Tag fuhr etwas wie ein neu erwachtes Mädchen mit dem Fahrrad zwischen den Grasflächen und den Blumengärten des Berliner Tiergarten hindurch. Es fuhr durch das Brandenburger Tor und auf die Straße Unter den Linden.

Es war alles im Gesicht. Das Mädchen sah mit seinen Augen belebte Fläche. Das Gesicht um die Augen war nicht mehr sehr flächig, und auch nicht fleckig. Es war nicht der erste und nicht der letzte Tag, aber die Zeit lief.

Eine Reisegruppe wurde von einem jungen Mann mit starkem nordenglischen Akzent – oder war es ein südenglischer – mit einer Rede versorgt. Ich glaube, er erzählte von den Deportationen. Ebenso gut konnte es sein, daß er von einer Banalität, einem Scherz erzählte. Aus einem Satz kannst du einfach nicht alles verstehen. Mit Quader und ohne Quader, du kommst nicht heran.

Ich höre Einspruch. Wir analysieren jetzt kleinste Einheiten. Das ist ernsthafte Arbeit. Ist es auch. Ich selbst bilde mir ein, darin ganz gut zu sein. Aber ich erhebe auch Einspruch:

Je kleiner die Sätze sind, die die Leute analysieren, desto sicherer lassen sie sich dahin verführen zu denken, jetzt hätten sie. Die Winzigkeit macht ihre Methode sicher und wissenschaftlich. Ausschluß von Zufall, Absichtslosigkeit, Absicht und Freiheit. Daran habe ich nie geglaubt.

---

Vor Jahren fing ich an, ein philosophisches Buch zu schreiben, um die Freiheit zu retten vor diesen Ausschlüssen. Andere können das vielleicht besser. Ich wüßte nicht, wie ich mich gegen sie und neben ihnen und unter ihnen behaupten könnte. Unter Eishagel und mythischem Verbrechen kroch ich auf allen Vieren, da philosophiert man nicht. Dann muß man auch von etwas leben. Das geben sie Leuten, die nicht von Planungsphasen sprechen können und kein Haus haben, nicht.

Auch ich hatte einmal – undenkbarer Kühnheit – von Planungsphasen gesprochen. Aber was ich damit verdiente, ging an Männer und Kinder, und es reichte nie. Auch meine Kraft und meine Zeit reichten nie aus, um den Gegensatz zwischen der Macht und dem Reichtum, in denen sie mich glaubten, und der Armut und der Demütigung, in der ich lebte, zu überbrücken.

Nie genug hatte ich davon, als ich im Eishaus lebte und versuchte, meine Kinder zu wärmen. Als ich halb in meinem neuen kleinen Kinderhaus und halb in dem Haus lebte, das der Furienerziehung diente, reichte es nicht und nicht in den Lehranstalten. So wurde ich arm und einsam auf meinen Vieren und sprachlos zurückgespült.

---

Manchmal rappelte ich mich auf und fuhr mit meinem Fahrrad durch die Stadt und fürchtete mich, denn etwas hatte mich so von der Welt abgeschnitten, daß ich nicht mehr so schreiben konnte, wie ich es einmal

gelernt hatte. In dieser Welt sprachen sie von Rollen, von Tauschen, und davon, daß die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gefördert werden müsse.

Manche trieben es schlimmer. Sie sprachen von Bindung, Verzicht und Opfer. Sie sprachen von Bewertungen und Bewerbungen. Sie wollten so sehr, daß etwas richtig sei an dem, was sie glaubten.

Und wenn sie wissen wollten, wie es wirklich war, schauten sie in die Archive eines Gegenstandes, der meinen Namen trug.

Es schauderte sie, was sie da sahen, aber immer wieder hielten sie es doch für wahrer als das, was sie schwätzten, damit ihnen nichts passiere. So lernte ich verstehen, was mit Propheten geschieht, und warum kein Prophet je imstande sein wird, sich zu schützen.

---

Der Schnee ist in Wahrheit rot. Er ist ein Mann mit einem alterslosen Gesicht, das aussieht wie eine Schneeflocke. Er ist ein Mann mit einer wunderbar fein gezeichneten Haut, der sich in die erste Reihe gesetzt hat und sagt: Ich will auch das noch wissen.

Von da an hat sich für mich alles geändert. Ich muß nicht einmal mehr glauben, daß ich glücklich werden könne, denn ich war es schon. So höre ich eben zu und schreibe auf, was ich gehört habe, wie ich es gehört habe.

Irgendwann vertauschte ich endgültig die inneren und äußeren Instrumente und verzichtete auf jedes Expertentum. Damit bezahlte ich die verrückteste Liebe meines Lebens, und nun mag kommen, was will, dachte ich, als ich mein Fahrrad durch die Stadt bewegte. Ich sah mich noch einmal um – und fuhr weiter, denn alles konnte nicht einmal die Bibel voraussagen.

---

„Halt mal die Luft an,“ sagt er da.

„Ich halte jetzt die Luft an,“ sagt sie.

„Du sollst atmen,“ schreit er.

„Ich werde aufhören zu atmen. Atmen ist doof,“ sagt sie.

„Du bist nicht zu retten,“ sagt er.

Das ist der Anfang. Es ist nicht der Anfang eines philosophischen Buches. Eine „Habilitation“ werde ich nicht schreiben, und ein Haus werde ich nicht mehr bauen. Mein Herz, so albern das sein mag, ist mein einziges Haus, der Rest ist gemietet.

Wenn ein Haus mich findet, von dem ich mich finden lassen möchte, weil es nicht mein Herz durch Nötigung enthaust, ist es etwas anderes.

Wenn ein Buch sich schreiben läßt, weil man mich leben läßt, ist es etwas anderes.

Kein Atemzug aus meiner vergifteten Lunge wird die mythischen Verbrechen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft verleugnen oder beweisen. Kein Atemzug sie rechtfertigen.

Wenn es darum gehen dürfte, zukünftige Verbrechen zu verhindern, wäre es etwas anderes. Niemand wird nichts dagegen haben. Meine Kinder werden nichts dagegen haben, und wie es mit den Kindern von Niemand steht, das kann ich nicht wissen.

---

Der junge Mann aber vor dem Brandenburger Tor schrie die Leute an: „And then imagine you are totally naked!“

Großes Ausrufezeichen. Sehr großes. Sie hörten ihm gebannt zu. Sie hätten ihm vielleicht auch zugehört, wenn er sie durch sein Fuchteln nicht gar so sehr in den Bann geschlagen hätte.

Er ist womöglich eine Furie, dachte ich, und lachte vor mich hin. Niemand wird es bemerkt haben.

In diesem Augenblick glaubte ich zu verstehen, warum man seit je die Städte unausrottbar füllt mit den Abbildungen nackter Leiber. Zu diesen kann jeder, der nicht einen Gegenstand hat, welcher etwa meinen oder einen anderen Namen trüge, sagen:

You are totally naked. Und ich seh dich.

---

*(Über niemand anderen als Kafka wird berichtet,  
daß er, wenn er in Prager Kneipen seine sinister  
realistischen Geschichten vortrug,  
immer wieder seine Lesung unterbrechen mußte,  
weil er in unkontrollierbares Gelächter ausbrach)*

© Gesine Palmer



## **D**ie Manns - ein Clan und seine Individuen

Für das Thema dieser Tagung, d. h. für die Frage nach Geschichte und Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, nach Reiz, Risiko und Nebenwirkungen von Liebe, Ehe, Familie und Freundschaft liefert die Mann-Familie ein medienwirksames Modell. An ihm lassen sich die Verwerfungen, Verstrickungen und Verzückungen, die der familiale Raum bereithält, ebenso gut studieren wie die medialen Strategien, derer man sich zur Vermarktung des berühmten Clans bediente. Zugleich aber – und das ist für Historiker und Literaturwissenschaftler natürlich von vorrangigem Interesse – lassen sich die Zäsuren und Katastrophen des 20. Jahrhunderts in diesem Falle gleichsam als Familiengeschichte schreiben. Politische Zeitgeschichte als Familien- und Generationengeschichte darzustellen, den historischen Makrokosmos im Mikrokosmos einer berühmten Familie gespiegelt und künstlerisch modelliert zu sehen, das ist nicht nur der geheime Reiz, das ist gleichsam die Herausforderung, vor die einen die Mann-Familie stellt. Leicht könnte ich dieser Herausforderung dadurch begegnen, dass ich Geschichten erzähle. Die gehen – wie in allen Familien – gegen unendlich; es sind Geschichten, die zu Privatmythen wurden; wie etwa die, dass Erika Mann, die älteste Tochter und vom Vater gern das „kühne herrliche Kind“ genannt, im März 1933, als Thomas Mann und seine Familie bereits im Schweizer Exil waren, mit dunkler Brille und breitem Strohhut getarnt, noch einmal heimlich nach München zurückgekehrt sei und unter Einsatz ihres Lebens aus dem elterlichen Hause das Manuskript des Joseph-Romans gerettet und dem erleichterten Vater in die Schweiz gebracht habe. Nichts an der Geschichte ist wahr, sie erwies sich aber als wunderbarer Erzählstoff, wenn es galt, Beispiele für eine besonders enge Vater-Tochter-Beziehung, für die Abenteuerlust Erika Manns und für die strikt anti-nazistische Gesinnung der ganzen Familie zu erzählen.

Die Verführung zum Geschichtenerzählen, zur Legendenbildung, Selbststilisierung und Inszenierung gibt es wohl in allen Familien, im Hause Mann paart sie sich mit einer ganz eigenen Begabung: mit einem künstlerischen Anspruch, der das Leben zum Material für die Kunst (Thomas Mann, Klaus Mann), das Erlebte zum Objekt politisch aufklärerischer, stets spannender und amüsanter, aber eben politisch nützlicher Erzählungen machte: das gilt für Erika Mann und Monika Mann; gelegentlich auch für Elisabeth. Es wäre also ein Leichtes, die mir zur Verfügung stehende Zeit mit der Reproduktion und Dekonstruktion von Geschichten zu füllen; alles, was das Herz begehrt, käme dabei vor: Genialität und Krankheit, Lebenssehnsucht und Todestrieb, Künstlertum und Suizid, bürgerliches Ordnungsdenken und ästhetische Anarchie; Anerkennung und Erfolg, Außenseitertum und Verzweiflung.

Will man der möglichen Großerzählung über die Mann-Familie im Sinne unseres Themas eine systematische Ordnung verleihen, so lassen sich insgesamt fünf Aspekte benennen:

**1. Familie als Raum der Extreme, d. h. vor allem der extremen Gefühlsambivalenzen.**

**2. Familie als Bühnenraum (Kampfzone), d. h. als Raum, in dem Privattheater – Dramen,**

**Tragödien und Komödien des Privaten – aufgeführt werden; zugleich ist die Familie aber auch ganz elementarer Bühnenraum, denn die vier Mann-Kinder spielten zusammen mit den Bruno Walter-Töchtern und den Hallgarten-Kindern tatsächlich vor dem elterlichen Publikum Theater: als Mimikbund traten sie mit Stücken von Kotzebue, Shakespeare und Schiller auf und erhielten auch entsprechende Kritiken aus der Feder des Vaters. Der Sinn für Spiel, für Auftritte aller Art war bei Erika Mann besonders intensiv ausgebildet; ein Beispiel dafür werden Sie am Ende hören.**

**3. Familie als Exklusivraum, der freilich Züge eines streng überwachten, reglementierten Raumes, ja eines Gefängnisses trägt.**

**4. Familie als Vorbild für den öffentlichen, für den politischen Raum, gegen den aus dem Schutzraum der Familie heraus agiert wird.**

**5. Familie als Großunternehmen, das Managerqualitäten, Verhandlungsgeschick und Prozessbereitschaft verlangt.**

Alle fünf Aspekte werden im Folgenden implizit oder explizit beleuchtet werden.

Was den Engländern ihre Windsors und den Amerikanern ihre Kennedys, das seien den Deutschen und zumal den deutschen Intellektuellen ihre Manns. So hat treffend und maliziös Marcel Reich-Ranicki in seiner 1999 erschienenen Autobiographie „Mein Leben“ erklärt. Bereits 1973 hatte der emigrierte Literaturwissenschaftler Walter A. Berendsohn ein Buch mit dem Titel „Thomas Mann und die Seinen“ erscheinen lassen und damit dokumentiert, was nicht nur im Bewusstsein der Zeitgenossen, sondern in der Thomas Mann-Familie selbst tief verankert war: die Überzeugung nämlich, man sei etwas ganz Besonderes; verbunden mit der nicht minder festen Gewissheit, dass man – sofern man dieser Familie entstammte – es der Welt auch demonstrieren könne. Mit großer Selbstverständlichkeit zum Beispiel haben Erika und Klaus Mann sich 1928 in Amerika als „literary Mann twins“ eingeführt und mit Verweis auf den väterlichen Namen kräftige Vorschüsse für ihre Weltreise und die unterwegs zu haltenden Vorträge (zum Beispiel über die jüngste deutsche Literatur oder auch einfach über den großen Schriftsteller Thomas Mann) kassiert. In finanzieller Hinsicht wurde die Reise trotzdem ein Fiasko, den Etikettenschwindel mit der familiären Herkunft ließen die Kritiker eben noch durchgehen; die aus der Reise verbliebenen Schulden indes wurden 1929 aus den Mitteln des Thomas Mann zuerkannten Nobelpreises getilgt.

Im Juli 1936 notiert der 30jährige Klaus Mann, Thomas Manns ältester Sohn: „**Was für eine sonderbare Familie sind wir! Man wird später Bücher über uns – nicht nur über einzelne von uns – schreiben.**“ Er sollte Recht behalten, wie die eben erwähnten Titel zeigen, die um viele weitere ergänzt werden könnten; nicht zu vergessen die publikumswirksamen Ausstellungs- und Filmprojekte.

Wie angedeutet, haben die ältesten Kinder, Erika und Klaus Mann, sehr früh begonnen, über die Familie,

insbesondere über den Vater zu schreiben. Und dies nicht etwa – das gilt vor allem für Klaus Mann –, weil sie besonders positiv mit ihm identifiziert gewesen wären, sondern weil die eigene Familie sich in schriftstellerischer und in politischer Hinsicht aufs Beste instrumentalisieren ließ. Seit 1933 haben Erika und Klaus Mann kaum eine Gelegenheit ausgelassen, die eigene Familie als eine gut funktionierende verschworene Gemeinschaft zu zeichnen, die bei allen persönlichen, charakterlichen und künstlerischen Unterschieden eine Überzeugung eint: der Hass auf Hitler und den Nationalsozialismus.

In einem großen Vortrag aus dem Jahre 1937 („A Family against a Dictatorship“) entwirft Klaus Mann das Bild seiner Eltern, seines Onkels und seiner Geschwister, die nach den Kriterien der Nürnberger Gesetze als „jüdisch versippt“ gelten müssen, tatsächlich aber von kreativ-kämpferischer und anti-nazistischer Gesinnung und von der Überzeugung bestimmt sind, dass Hitler und der Nationalsozialismus den Rückfall in die Barbarei, die Zerstörung der Zivilisation und die Zerschlagung der bürgerlichen Familie bedeute. An vielen Orten seines amerikanischen Exils hat Klaus Mann diesen Vortrag gehalten, in vielen Artikeln und Rundfunkbeiträgen hat auch Erika Mann das Bild ihrer Familie, vor allem ihres Vaters und ihres Onkels, die bekanntlich politisch gar nicht immer einer Meinung waren, gezeichnet. Zu diesem Bild gehört eine folgenreiche, ja selbstkritische Einsicht in die eigene Herkunft; in Erika Manns Äußerungen aus jenen Jahren wird immer wieder die durchaus schmerzhaft formulierte Erkenntnis formuliert, dass in der bildungsbürgerlichen, familienzentrierten Obsession für alles Schöne und Feine, für Hausmusik und Schallplattenkonzert, für Opernpremieren und Klassikerlektüre eine elitär-aggressive Abstinenz gegenüber allem Politischen mitschwang, die fraglos zur Vorgeschichte der Katastrophe gehörte.

Mit Energie und theatraler Vehemenz, mit Sinn für Auftritte und Effekte haben vor allem die beiden ältesten Kinder Thomas Manns die Schauspiel- und Kritikerbühne seit 1933 zur politischen Bühne gemacht, und ein Akteur auf dieser Bühne ist immer wieder auch die eigene Familie. Freilich als heilig-vereinte Familie im Kampf gegen die Nazis, niemals als ein Ort heftiger Kämpfe, schwerer Konflikte und familientypischer Beschädigungen. Dabei ist von letzteren Klaus Mann ganz besonders gezeichnet; auch hier wieder hat Marcel Reich-Ranicki die treffende Formulierung geprägt:

„Er (= Klaus Mann) war homosexuell, er war süchtig und er war der Sohn Thomas Manns.“ Reich-Ranicki spricht folgerichtig von Klaus Mann als einem dreifach Geschlagenen. Weder aus seiner Homosexualität noch aus seiner Drogensucht hat er einen Hehl gemacht; in seinen Essays, Autobiographien und in zahlreichen seiner Romanfiguren ist das Thema Literatur und damit öffentlich geworden. Seine Konflikte mit dem Vater hingegen, sein tief sitzendes Empfinden, im väterlichen Schatten zu stehen und unter der Gefühlskälte des Vaters zu erstarren: von all dem weiß man aus den inzwischen veröffentlichten Tagebüchern und aus den unveröffentlichten Briefen an Erika. So heißt es zum Beispiel am 30. März 1938 im Tagebuch:

*„Er siegt, wo er hinkommt – werde ich je aus seinem Schatten treten? Reichen meine Kräfte so lang? Brief : große Männer sollten doch wohl keine Söhne haben.“ (vgl. Karikatur von Th. Heine im „Simplicissimus“ vom 9. November 1925)*



*„Du weißt doch, Papa. Genies haben niemals Söhne, also bist Du kein Genie.“*

Niemals im Übrigen ist es zwischen Vater und ältestem Sohn zu direkter mündlicher Aussprache oder zu solch heftigen Briefkontroversen gekommen, wie sie für die Beziehung zwischen Erika Mann und ihrem Vater charakteristisch sind. Beispielhaft sind der Januar 1936 und das Frühjahr 1949. In beiden Fällen ging es um politische Entscheidungen Thomas Manns; im ersteren Falle hat Erika Mann erfolgreich auf den Vater eingewirkt, endlich ein offenes und vor allem öffentliches Wort gegen das nationalsozialistische Regime zu sagen. Im zweiten Falle hat sie nicht verhindern können, was in ihrer Sicht unbedingt hätte verhindert werden müssen, dass nämlich Thomas Mann im Goethe-Jahr 1949 in beiden Teilen Deutschlands große Reden hielt und damit beiden politischen Systemen eine Ehre erwies, die sie in den Augen der Tochter nicht verdienten.

So konfliktfreudig und meist auch erfolgreich die Tochter dem Vater Thomas Mann gegenübertrat, so entschieden verbarg Erika Mann solche Konflikte vor der Öffentlichkeit. In der von ihr zwischen 1961 und 1965 herausgegebenen Edition der Briefe Thomas Manns fehlen diejenigen, die den politischen Streit zwischen Vater und Tochter vom Januar 1936 betreffen; und in einem inzwischen gern zitierten Brief aus dem Jahre 1927, den Thomas Mann an seine beiden Ältesten geschrieben hatte, strich die Tochter-Editorin eben jene Sätze, in denen der Vater einigermaßen freimütig über seine homoerotischen Neigungen spricht.

Als – um ein letztes Beispiel zu geben – im Jahre 1956, ein Jahr nach Thomas Manns Tod, aus der Feder zweier seiner Töchter, es waren Erika und Monika Mann, jeweils ein Buch über den Vater herauskam, war

Erika Mann, die sich – nicht völlig zu Unrecht – als des Vaters Lieblingskind und Tochter-Adjutantin verstand („Beim Gedanken an Erika geht mir einfach das Herz auf“, schrieb Thomas Mann z. B. im Dezember 1941), aufs äußerste empört; nicht zuletzt, weil die Schwester Monika, deren Status in der Familie immer prekär war und auch bleiben sollte, es gewagt hatte, einem breiten Lesepublikum von der einschüchternden Wirkung des Vaters und von „seine[m] inständig ichwärts gekehrten Wesen“ zu erzählen.

Familientypische Rivalitäten, Ranküne und Ressentiment, Attraktion und Abstoßung hat es unter den Kindern der Manns ebenso gegeben wie zwischen Thomas und Heinrich Mann. Als Raum der Extreme, der radikalen Gefühlsambivalenzen stellt sich die Mann-Familie mithin dar; sie enthüllen sich freilich erst dann, wenn man – Privileg der Philologen – die literarischen Zeugnisse aus der Feder einzelner Familienmitglieder mit privaten und unveröffentlichten Zeugnissen parallel liest.

Wie angedeutet, gibt es bei den Manns tatsächlich extreme Konstellationen: geniales Künstlertum und Todessehnsucht, hochfliegende Ambitionen und tragische Abgründe. Unter den sechs Kindern ist zweifellos jedes von den Zwängen und Privilegien des Clans gezeichnet: freilich auf jeweils andere Weise. Und natürlich war die Position des Vaters ebenso dominant, wie diejenige der Mutter auf Ausgleich bedacht war. Thomas Manns lebenslange Anstrengung galt dem Versuch, sich „eine Verfassung“ zu geben, dem latenten und bedrohlichen Chaos künstlerischer Existenz mit einem gleichsam buchhalterischen Arbeits- und Pflichtethos als Schriftsteller zu antworten. Der Arbeitsalltag am väterlichen Schreibtisch, eine strikte Reglementierung des Tagesablaufes mit vormittäglichem Schreiben, das keinesfalls gestört werden durfte, über Mahlzeiten, Spaziergänge, Teegespräche und abendliche Vorlesestunden zu jeweils festgelegten Zeiten war nicht zu verhandeln; das war für einige der Kinder angsteinflößend, für andere eher amüsant, es wurde aber zum Erzählmotiv in fast allen autobiographischen Zeugnissen aus der Feder der Kinder.

Unabhängig von diesen und anderen, ungleich schwerwiegenderen Zwängen herrschte im Hause der Manns eine liberal-heitere Atmosphäre; man gab sich weltoffen und unverkrampft, Freunde der Eltern, der Kinder waren stets willkommen, das galt für jede „Eule“ und für jeden „greisen Unhold“ und schließlich auch für die Freunde von Klaus und Golo.

Dienichtselten gewagten Eskapaden der Heranwachsenden, die auch vor Telefonterror oder Ladendiebstahl nicht zurückschreckten, wurden niemals mit Hausarrest oder anderen spießbürgerlichen Strafen geahndet; eher schon mit der elterlichen Entscheidung beantwortet, die Kinder aus den ehrwürdigen Münchener Gymnasien in die Obhut von reformpädagogisch ambitionierten Landerziehungsheimen oder auch nach Salem zu geben. Die viel zitierte „schwarze Pädagogik“ hat es im Hause Mann nicht gegeben; familientypische Beschädigungen indes finden sich in großer Variationsbreite. Naturgemäß resultierte sie aus der unterschiedlich verteilten und gezeigten väterlichen Zuneigung. Der ältesten und der jüngsten Tochter galt die erklärte Liebe, gegenüber den Söhnen gab es hingegen verschiedene Varianten der Distanz: verantwortungsbewusstes Bemühen bei Klaus, wachsenden Respekt für den gehemmt-klugen Golo, offene Ablehnung des cholerisch-unberechenbaren, musikalisch hochbegabten Michael, für den der Vater, wie er im Tagebuch vermerkt, keine rechte Liebe aufzubringen vermochte.

Die Ökonomie der Gefühle im Hause Mann und die materielle Abhängigkeit vom väterlichen Einkommen,

damit also die wechselseitige Durchdringung emotionaler und finanzieller Zwänge sowie schließlich die Notwendigkeit, die Einkünfte des Großschriftstellers sorgfältig zu verwalten, zu sichern und möglichst zu vergrößern: von all dem ist der Alltag der Familie Mann geprägt. Katia und Erika Mann spielen hier die entscheidende Rolle, insbesondere nach Thomas Manns Tod schimpft man in Verlagsbüros oder auch direkt im Feuilleton gern auf die „Erbtanten in Kilchberg“. Tatsache ist, dass Thomas Mann während des gesamten Exils entweder ständig oder periodisch alle seine sechs Kinder finanziell unterstützt hat, dass insbesondere Erika und Klaus niemals eine eigene Wohnung hatten und dass das Zuhause dort war, wo die Eltern lebten. In den Jahren nach Katia Manns Tod (1994) lebten zunächst noch Golo und Monika Mann im Kilchberger Haus, am Ende nur noch Golo, nach dessen Tod das Haus verkauft wurde.

*„Mein Sinn für mathematische Klarheit stimmt dem zu, wie er der Anordnung zustimmt, daß meine Kinder als drei reim- und reigenartig gestellte Paare- Mädchen, Knabe - Knabe, Mädchen - Mädchen, Knabe - erschienen und wandeln.“ (Thomas Mann)*

Weiterlesen

Uwe Naumann (Hrsg.): Die Kinder der Manns. Ein Familienalbum. Reinbek 2005

Irmela von der Lühe: Erika Mann. Eine Lebensgeschichte. Reinbek 2009 (ersch. im August)

## Die Zukunft der Partnerschaft zwischen Repatriarchalisierung und Feminisierung

Lassen Sie uns am Schluss noch ein wenig über die Zukunft spekulieren.<sup>1</sup> Wenn es überhaupt möglich sein soll, Aussagen über die Zukunft zu machen, die nicht reine Phantasie sind und einem wissenschaftlichen Anspruch genügen können, dann muss man sich besonders genau die Ausgangslage vergegenwärtigen. Dass diese sehr komplex ist, zeigt der „Orientierungstext“, den die Veranstalter zur Tagung geschrieben haben. Dort wird auf den Begriff der „Individualisierung“ zurückgegriffen. Ein Teil des großen Erfolgs, den dieser Begriff seit nunmehr gut einem Vierteljahrhundert in den Sozialwissenschaften und den Mediendiskursen hat, ist auch darin begründet, dass sich mit diesem Joker-Begriff eine Vielzahl von unterschiedlichen Entwicklungen mit einem einzigen Begriff umkreisen lässt - was nicht ganz dasselbe heißt wie „auf den Begriff bringen“.<sup>2</sup>

Worum geht es bei **Individualisierung**, bezogen auf das Thema der Tagung? Auf der Ebene des Individuums ist vor allem gemeint, dass der einzelne Mensch immer stärker auf sich selbst verwiesen ist, sich selbst definieren und verorten muss. Er oder sie ist stärker aus sozialen Verbindungen gelöst, also freigesetzt und „frei“. Allerdings hat diese Freiheit ihren Preis: Ein Sicherheitsverlust, mit dem starke Verunsicherungen verbunden sein können.

Auf der Ebene der Partnerschaft geht es bei „Individualisierung“ um die zunehmende Freisetzung des Paares aus seinen Bindungen an Familien- und Verwandtschaftsverband. Es stellt sich als isoliertes Paar dar, reduziert auf die konjugale Familie, die um das Paar zentrierte Familie. Die „Mitliebenden“ und „Mitlebenden“ sind ausgeschlossen, werden zumindest an den Rand gedrängt.

Außerdem kann sich Individualisierung auch innerhalb des Paares bemerkbar machen: Zwei Individuen, die frei, aber dennoch nicht allein sein wollen, schließen sich zu einer **individualisierten Partnerschaft** zusammen, in der jeder Person ein hohes Maß an Autonomie bleibt.

Schließlich und vor allem können wir mit „Individualisierung“ den großen Komplex der Auflösung von Normalfamilie und klassischer Ehe umschreiben. Dabei haben wir es noch einmal mit einer mehrfachen Verzweigung zu tun:

a) Bezogen auf Lebensverläufe in der historischen Entwicklung bedeutet „Individualisierung“ die allmähliche Auflösung des „Normallebenslaufs“, mit seinen festen Strukturen und einer langen Phase des Erwachsenenlebens, in der man im Wesentlichen einen Beruf und einen Ehepartner (also auch eine Familie) hatte. Seit den 1970er Jahren verliert der Normallebenslauf an Bedeutung.

b) Weiterhin ist mit „Individualisierung“ das Aufkommen einer Reihe von neuen (oder scheinbar neuen)

<sup>1</sup> Es handelt sich hier um die Überarbeitung des Vortragsmanuskriptes, ergänzt um Literaturhinweise. Der Vortragsduktus wurde beibehalten.

<sup>2</sup> Die Zeitdiagnose eines „neuen Individualisierungsschubes“ im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts geht vor allem auf Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim zurück (Literaturangaben siehe am Ende des Beitrags).

Lebens- und Familienformen gemeint, die vielfach beschriebene „Pluralisierung“ der Lebensformen: Es gibt Singles und getrennt lebende Paare (living apart together), Alleinerziehende, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, Regenbogenfamilien und Patchwork-Familien.

c) Wir haben es außerdem mit der Aufweichung der bisherigen sexuellen Ordnung und Orientierung zu tun, mit der Krise des Systems der Heteronormativität, der Infragestellung heterosexueller Normalität.

d) Und schließlich gibt es vielfache Hinweise auf eine Aufweichung der alten Geschlechterordnung. Und damit will ich mich schwerpunktmäßig befassen, daher der Titel dieses Vortrags. Zunächst aber noch eine Bemerkung zur sexuellen Orientierung, die wiederum eng mit der Geschlechterordnung zusammenhängt (**Sex / Gender**).

In einem Sammelband zur Zukunft der Familie, der von mir herausgegeben im Herbst 2009 erscheinen wird, ist auch ein Beitrag zur Frage, welche Bedeutung das homosexuelle Paar in der Zukunft haben könnte. Die Autorin dieses Beitrags, Maja S. Maier, sieht eine Tendenz der Normalisierung schwuler und lesbischer Präsenz in Medien und Öffentlichkeit. In rechtlicher und normativer Hinsicht könne man schon heute von einer relativen Gleichstellung sprechen. Homosexualität werde in Zukunft immer weniger als ein Stigma und immer stärker als Ausdruck einer „kosmopolitischen Individualität“ betrachtet. Homosexuelle haben im Allgemeinen ein höheres Bildungsniveau und sind in gewisser Weise toleranter und sensibler für gesellschaftliche Veränderungen. Maja Maier geht sogar so weit zu spekulieren, dass es vielleicht sinnvoll sein könnte, die Elternschaft von Homo-Paaren familien- und fertilitätspolitisch zu fördern, weil homosexuelle Paare in gewisser Weise die besseren Eltern sein könnten. Im Zusammenhang mit der Migration, so ihre provokante Zuspitzung, sei eine Pink Card für die Förderung der Einwanderung schwuler Eltern denkbar!

Auch für andere Sozialwissenschaftlerinnen, Soziologen und Trendforscher sind Homosexuelle in mancher Hinsicht Trendsetter. Zum Beispiel könnten sie auch besser auf die neuen Herausforderungen der Arbeitswelt reagieren, in der Kreativität stärker gefragt ist. Homosexualität, so meint etwa Richard Florida, lässt sich in ökonomischen Erfolg verwandeln.

In Bezug auf das Thema Geschlecht (Gender) ist nun bemerkenswert, dass man homosexuellen Paaren manchmal zuschreibt, dass sie das Prinzip der Gleichheit in Partnerschaften leichter oder besser verwirklichen könnten, weil sie sich leichter als Heterosexuelle von überkommenen Geschlechtsrollen frei machen könnten.<sup>3</sup>

Das Prinzip der Gleichheit wird heute zunehmend auch von Hetero-Paaren erwartet. Auch im Siebten Familienbericht, der 2006 veröffentlicht wurde, ist das deutlich. Dort wird Gleichheit zwischen Mann und Frau in Partnerschaften als Zukunftstrend beschrieben, der nicht nur geschlechterpolitisch notwendig sei, sondern auch zwangsläufig kommen werde.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Giddens, Wandel der Intimität; Burkart, Subjekt und Sexualität bei Giddens und Foucault.

<sup>4</sup> Der Siebte Familienbericht basiert noch stärker als frühere Berichte auf umfassenden sozialwissenschaftlichen Analysen. Zu den Autoren des Berichts gehören namhafte Vertreterinnen und Vertreter der Soziologie und Psychologie.



An diesem Punkt möchte ich einhaken und zunächst betonen, dass die Entwicklung durchaus noch offen ist. Es gibt im Prinzip drei mögliche Entwicklungslinien des Geschlechterverhältnisses, bezogen auf Paarbeziehungen und Familien: Herstellung von Egalität, Re-Patriarchalisierung und Feminisierung.

Streng genommen müssen wir an dieser Stelle übrigens zwei Ebenen unterscheiden, deren Entwicklung nicht immer synchron verlaufen muss: das Geschlechterverhältnis in Paarbeziehungen auf der einen Seite – und jenes in der öffentlichen Sphäre (wo sich Männer und Frauen sozusagen als Geschlechterklassen gegenüberstehen) auf der anderen Seite. Gerade Egalität kann dabei Unterschiedliches meinen: Geschlechtergleichheit in Paarbeziehungen ist nicht gleichbedeutend mit Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen im Beruf. Auf mögliche Interferenzen zwischen diesen beiden Ebenen komme ich am Schluss noch einmal zurück.

Die Frage ist also: Wird sich im Geschlechterverhältnis eher die heute allseits geforderte Gleichheit durchsetzen oder wird es zu einem Wiedererstarken patriarchaler Strukturen kommen oder wird es in naher Zukunft zu einer Verschiebung der Machtbalance zugunsten der Frauen kommen?

Drei Szenarien zum zukünftigen Verhältnis von Mann und Frau

Das erste Szenario ist schnell beschrieben: Das alte Familienmodell mit der männlichen Ernährerrolle ist definitiv Vergangenheit, und zwischen Mann und Frau in Paarbeziehungen ist *Gleichheit* hergestellt, die sich auf Gleichverteilung sowohl von „Familienarbeit“ als auch von Erwerbs- und Karrierechancen bezieht. Mit „Familienarbeit“ ist hier die Gesamtheit unbezahlter privater Arbeiten, also die „Haus- und Sorgearbeit“, die Kindererziehung, die Altenpflege, gemeint.

Dieses Szenario ist das im öffentlichen Diskurs weithin anerkannte Zielmodell. Allerdings verstellt, so scheint mir, der normative Konsens, dass es keine Alternative zu Egalität geben kann, doch ein wenig den Blick für die Probleme, die damit verbunden sind. Darauf komme ich zurück.

Das zweite Szenario nimmt an, dass es zu einem Wiedererstarken patriarchaler Strukturen kommt, einer Erneuerung männlicher Dominanz. In abgeschwächter Form wäre zumindest ein Weiterbestehen der klassischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und der männlichen Führungsrolle zu erwarten. Man könnte von einer *Modernisierung des Patriarchats* sprechen und einer *Re-Stabilisierung der Geschlechterdifferenz*. Dafür gibt es in der Forschungsliteratur eine Reihe von Hinweisen.<sup>5</sup>

- Zwei Entwicklungen könnten dafür sorgen, dass sich die Meinung wieder stärker durchsetzt, es läge vielleicht doch in der Natur der Frau, die Familienarbeit zu übernehmen. Das eine sind die jüngsten Erfolge der sogenannten Lebenswissenschaften (insbesondere Gehirnforschung und Genetik), wo immer häufiger Geschlechtsunterschiede als biologisch vorgegeben interpretiert werden, in Übereinstimmung mit den alten biologischen Ideologien.

5 Sie sind zum Teil im Siebten Familienbericht nachgewiesen.

- Zweitens sind seit den 1970er Jahren nicht nur die Erziehungsansprüche im Allgemeinen gestiegen; in manchen Studien wird darüber hinaus die Steigerung der "Verfügungsansprüche" der Kinder gegenüber *ihren Müttern* festgestellt.

- Aus der Sozialisationsforschung werden Ergebnisse berichtet, die darauf hindeuten, dass bei Kindern keine wirkliche Neudefinition der Geschlechtsrollen in Gang gekommen ist.

- Gut dokumentiert sind die Re-Traditionalisierungstendenzen nach der Familiengründung, d.h. häufig entwickeln sich gleichberechtigte Partnerschaften zurück zur klassischen Versorgerfamilie, wenn Kinder kommen.

- Darüber hinaus ist eine neue Tendenz einer allgemeinen Re-Traditionalisierung in der jüngeren Generation im Ansatz sichtbar, besonders bei den jungen Männern. Auch sie könnte mit der Naturalisierung (Re-Biologisierung) der Geschlechtsunterschiede durch Gehirnforschung und Genetik zusammenhängen und durch diese weiter verstärkt werden. So zeigt sich etwa bei Daten zur Zeitverwendung im Haushalt, dass im Verlauf der letzten 15 Jahre der Anteil junger Männer anstieg, die sich von Frauen – zuerst von der Mutter, dann von Freundin oder Ehefrau – versorgen lassen. Und deutlich wird auch, dass weder Eltern noch junge Paare das allzu schlimm finden. Anders gesagt: die strikte Gleichheitsnorm ist vielleicht gar nicht so weit verbreitet, wie man in den Bildungsschichten und im öffentlichen Diskurs annimmt.

Allerdings finden sich in der Forschungsliteratur auch zahlreiche Hinweise für ein gegensätzliches, drittes Szenario: Die Frauen holen weiter auf, nicht nur im Bildungssystem, sondern zunehmend auch im Dienstleistungssektor. Sie sind dabei, die Männer zu überholen. Es könnte also zu einer *Feminisierung* kommen, zu einer Stärkung der Macht der Frauen oder sogar zu einer *Umkehr der bisherigen Geschlechterasymmetrie*.

- Bekanntlich profitierten von der Bildungsexpansion seit den 1970er Jahren besonders die Frauen der Mittelschichten, und die Frauen gehören auch zu den Umstrukturierungsgewinnern beim Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft. Sie begnügen sich nicht mehr mit den klassischen "Vereinbarkeitsberufen" wie Grundschullehrerin. Zwar betrifft das Aufholen der Frauen im Erwerbsbereich bisher noch eher den Niedriglohnsektor der Dienstleistungsgesellschaft. Doch das könnte sich bald ändern. Warum sollten Frauen nicht allmählich zu Haupt- oder gar Alleinverdienern von Familien werden, wenn sie Spitzenleistungen in Studium und Berufseingangsphase bringen? Wenn das Erfolgsmodell "Kanzlerin Merkel" weiter Schule macht, werden bald deutlich mehr Frauen in Führungspositionen sein.

- Eine Reihe von zeitdiagnostischen Arbeiten zum Strukturwandel des Kapitalismus geht davon aus, dass in der Arbeitswelt heute immer stärker Kompetenzen und Eigenschaften gefragt sind, die bisher

als eher „weiblich“ galten, wie zum Beispiel Empathie, kommunikatives Geschick, Emotionalität, psychologisches Gespür usw. Gerade in vielen Dienstleistungsberufen ist „Emotionsarbeit“ (Arlie Hochschild) gefragt.

- Bevor es zu einer Dominanz der Frauen in den Führungsschichten kommen kann, sind natürlich noch eine ganze Reihe struktureller Hindernisse zu beseitigen. Ich will aber auf einen anderen Punkt hinweisen. Eine wichtige zusätzliche Voraussetzung dafür, dass Frauen zu Hauptverdienern in Familien werden könnten, wäre eine Veränderung des dominanten Paarbildungsmusters. Dieses sah ja bisher so aus: Frauen „wählen“ sich meist einen männlichen Partner, der etwas älter, etwas größer, etwas stärker, etwas gebildeter ist. Hier lag bisher ein wichtiger Grund für die Aufrechterhaltung patriarchaler Strukturen. Wenn nun aber kluge Karrierefrauen zunehmend auf die Idee kämen, sich einen etwas weniger karriere-orientierten Mann zu suchen, einen "neuen Mann", der sich gut als Vater und Hausmann eignet, könnte ein fundamentaler Wandel eingeleitet werden. Es gibt einzelne amerikanische Studien, die bereits solche Strategien erkennen lassen. Ob Männer zugunsten der Frau auf Karriere verzichten und sich stärker um ihre Kinder kümmern, ist sicher eine Frage kultureller Wertigkeit; aber eben auch eine Frage der unterschiedlichen Karriere-Chancen in einer Partnerschaft.

- Hinweise auf das „Feminisierung“-Szenario lassen sich auch aus der Scheidungsfolgenforschung ablesen. Reinhard Sieder berichtet in seinem Buch „Patchworks“ zum Beispiel über ein Paar (Tina/Jörg), bei dem die Frau von Anfang an einen höheren Status hat als ihr Mann – das betrifft sowohl die Herkunftsfamilie als auch die Ausbildung und den Beruf (sie ist erfolgreiche Geschäftsfrau). Und dann, als die Ehe in die Krise kommt und schließlich geschieden wird – trifft sie die wesentlichen Entscheidungen: Sie behält die Definitionsmacht bei der Frage, wer der Vater ihres zweiten Kindes ist, denn sie lässt sowohl ihren Ehemann als auch ihren Liebhaber im Ungewissen, von wem das Kind ist. Sie sorgt aber dafür, dass die Eltern ihres Mannes das Kind anerkennen (obwohl sie dort nicht gerade beliebt ist). Sie bestimmt auch, dass beide Kinder ihren Namen tragen. Reinhard Sieder schlussfolgert: Frauen wie Tina „setzen die sozial-kulturellen und ökonomischen Mechanismen des (westlich-modernen) Patriarchats nahezu vollständig außer Kraft“<sup>6</sup> – Im Zusammenhang mit den hohen Scheidungsraten und der wachsenden Zahl alleinerziehender Frauen spricht man gelegentlich vom „neuen Matriarchat“, weil die Männer bei Betrachtung der Scheidungsfolgen zunehmend die Verlierer sind und weil Vaterschaft insgesamt dadurch zunehmend prekär wird.

Nicht alles läuft bei Folge-Familien (nach Scheidungen) allerdings auf Feminisierung hinaus. Es gibt auch Hinweise auf eine Tendenz zu mehr Gleichheit: In einer Zweit-Familie (nach zwei Scheidungen) ist es in der Regel schwerer, an patriarchalen Strukturen festzuhalten. Die Männer in Folgebeziehungen sind eher am

6 Sieder, Patchworks, S. 190.

Gleichheitsmodell orientiert. Und für die Kinder besteht eine entsprechend höhere Chance, eine flexiblere Gestaltung der Geschlechtsrollen praktisch erfahren zu können. – Das bringt uns noch einmal zurück zur Frage, ob sich nicht doch Gleichheit durchsetzen kann oder warum dies, wie eingangs behauptet, schwierig ist.

#### Probleme der Durchsetzung von Gleichheit

Es gibt eine Reihe von Argumenten, die es fraglich erscheinen lassen, dass sich Gleichheit zwischen Männern und Frauen als stabiler Zustand durchsetzen könnte.

- Zunächst einmal ist die Forschungslage nicht gerade eindeutig – es gibt Hinweise für alle drei Szenarien. Man könnte dies als Indikator dafür interpretieren, dass ein subtiler Geschlechterkampf die nächsten Jahrzehnte prägen wird, ein Kampf, dessen Ausgang von zu vielen Faktoren abhängt, als dass sein Ausgang klar absehbar wäre.

- Der Mediendiskurs, der sich auf Ergebnisse von Gen- und Gehirnforschung beruft, betont die Differenz und naturalisiert sie zu biologischen Ungleichheiten. Auch wenn noch offen ist, ob es tatsächlich zu einer Re-Biologisierung der Geschlechtsrollen durch Hirnforschung, Genetik und Evolutionsbiologie kommt, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass der sozio-kulturelle Konstruktivismus in der Geschlechtertheorie weiter zurückgedrängt wird, zugunsten einer neuen Mutterideologie, und zum Beispiel die frühkindliche Mutterbindung erneut als so wichtig angesehen wird, dass die Toleranz gegenüber erwerbstätigen Müttern wieder sinken könnte. Es gibt Untersuchungen, die zeigen, dass diese Toleranz bereits sinkt.

- Dem Bestreben nach Gleichheit wirkt auch entgegen, dass die Darstellung und Betonung von Differenz zwischen Mann und Frau wieder stärker auf die körperliche Ebene verlagert wurde und körperliche Attraktivität die Differenz deutlicher markiert. Auch dies begünstigt eine biologische Interpretation von Geschlechtsunterschieden.

- Gleichheit ist als Idee, als Programm mehr oder weniger schon durchgesetzt – in der Praxis ist das aber längst nicht so klar. Gleichheit ist eine labile Option, die schwer zu realisieren und vielleicht noch schwerer aufrechtzuerhalten ist. Es kann ziemlich anstrengend sein, im Alltag Gleichheit zu realisieren, jeden Handgriff daraufhin zu überprüfen, ob er nicht dem traditionellen Geschlechterverhältnis Vorschub leistet.<sup>7</sup>

- Jedenfalls wird in der Praxis immer noch häufig ein Ergänzungsverhältnis bevorzugt. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass Komplementarität einfacher zu handhaben ist als Gleichheit. Offenbar ist das von vielen bevorzugte Modell eine moderate Komplementarität: das heißt, ein

7 Koppetsch/Burkart, Die Illusion der Emanzipation.

Geschlecht (heute noch meist die Frauen – oder in Zukunft die Männer, wenn sich das feminisierte Szenario durchsetzt) verzichtet nicht völlig auf berufliche Arbeit, aber begnügt sich mit Teilzeitarbeit und mit der Zweit-Ernährerrolle.

- Komplementarität hat einen weiteren Vorteil. Sie entschärft das Konkurrenzproblem, das bei Doppelkarriere-Paaren leicht auftreten kann, weil sie es mit einem grundsätzlichen Synchronisationsproblem der Abstimmung zweier Biographien zu tun haben: Wer darf zuerst seine Karriere in den Mittelpunkt rücken? Wer pendelt, falls einer ein attraktives Angebot aus einer anderen Stadt bekommt?

- Egalität, so wird manchmal argumentiert, sei nicht nur eine demokratie- und geschlechterpolitische Forderung und entspreche einer nachhaltigen Familienpolitik, sondern darüber hinaus komme sie auch eher den neuen flexiblen Verhältnissen in der Ökonomie der Dienstleistungsgesellschaft entgegen. Ökonomisch gesehen ist es fraglos sinnvoll, das weibliche Arbeitsvermögen auszuschöpfen, erst recht in einer Dienstleistungsgesellschaft, wo Emotionsarbeit und kommunikative Fähigkeiten wichtiger werden. Aber zumindest genau so wichtig ist, die Bildungsqualifikationen aller Personen zu nutzen, unabhängig vom Geschlecht oder sonstiger skriptiver Merkmale. Wenn Frauen gut ausgebildet sind, werden sie für den Arbeitsmarkt attraktiv. Aber das gilt natürlich weiterhin auch für die gut ausgebildeten Männer. Aus Sicht der Wirtschaft wäre es besser, wenn sowohl gut ausgebildete Männer als auch hochqualifizierte Frauen vollzeit-erwerbstätig wären.

Geschlechterverhältnis und soziale Ungleichheit („Klasse und Geschlecht“)

Und damit sind wir an einem heiklen Punkt angekommen. Bisher war ja nur von Männern und Frauen im Allgemeinen die Rede. Aber es gibt auch noch andere soziale Unterschiede, insbesondere in Form von sozialer Ungleichheit (Klassen, Schichten, Milieus). Es ist daher angebracht, auf den Zusammenhang von Geschlechts- und Klassen-Unterschieden einzugehen, auf den Zusammenhang von „Klasse und Geschlecht“ oder „Intersektionalität“, wie neuerdings gesagt wird.

Wenn also Strukturen sozialer Ungleichheit einbezogen werden, insbesondere Bildungsungleichheiten, dann kommt ein potentiell Konfliktfeld in den Blick – ein Spannungsverhältnis zwischen den Paaren der Bildungselite und solchen aus „bildungsfernen“ Schichten.

Das Problem verschiebt sich dann von der Frage, welches Geschlecht für die Familienarbeit zuständig – und entsprechend benachteiligt – ist, auf die Frage: Welche Paare machen die Familienarbeit weitgehend selbst – und welche delegieren sie oder Teile davon an Personal aus anderen sozialen Schichten?

Allgemeine Tendenzen der Delegation – oder: Auslagerung und Professionalisierung – von Familien- und Pflegearbeit sind schon länger erkennbar. Ein Teil dieser Arbeiten wird von staatlichen Instanzen übernommen oder professionalisiert (wie etwa bei der Altenpflege) – aber dort, wo diese Arbeiten weiterhin privatisiert sind, werden sie häufig an Personal aus anderen sozialen Schichten delegiert. Wohlhabende Doppelkarriere-Paare der Bildungselite haben heute vielfach eine polnische Putzfrau und zum Beispiel ein chilenisches Kindermädchen. Weitere Familienarbeiten werden vielleicht fallweise delegiert, etwa

Einkäufe, Reparaturen, Nachhilfestunden für das Kind, Gartenarbeiten und so weiter. (Den verbleibenden Rest der Familienarbeit teilt man sich partnerschaftlich.)

Die Globalisierung verschärft diesen Trend. So finden sich etwa in den Arbeiten der amerikanischen Soziologin Arlie Hochschild nicht nur manche Hinweise für die Auslagerung einzelner Haushalts-Tätigkeiten, besonders bei Akademikerpaaren, sondern vor allem für die Tendenz, dass die Paare der Bildungselite Personal aus anderen Weltregionen in ihrem Haushalt beschäftigen. Hochschild spricht deshalb von einer global chain of caring, einer globalen Kette der Kinder- und Altenbetreuung.<sup>8</sup>

Eines ihrer Beispiele, das auch hierzulande bald häufiger vorkommen könnte: Die Kinder einer armen Familie auf den Philippinen werden dort von deren ältester Schwester betreut, denn ihre Mutter lebt in den USA, wo sie als Babysitter arbeitet – und zwar für eine andere philippinische Immigrantin. Diese wiederum hat eine Vollzeitstelle bei einer amerikanischen Doppel-Karriere-Familie, wo sie den Haushalt und die Kinderbetreuung macht.

Professionalisierung der Familienarbeit

Wenn man die Situation weiter zuspitzt und zusätzlich annimmt, dass trotz dieser Möglichkeiten der Auslagerung von Haus- und Familienarbeit die Bildungselite weiterhin weniger Kinder bekommt und weiterhin zu einem hohen Anteil kinderlos bleibt, dann führt dies zu einem Szenario, bei dem es zu einer **Polarisierung zwischen kinderloser Bildungselite und nichtakademischen Elternpaaren** kommt.

Auch aus der Perspektive der Ökonomie lässt sich argumentieren: Warum sollten sich nicht die einen auf die Karriere konzentrieren und die anderen auf Kinderkriegen? Spezialisierung war schon immer ein Mittel zur Lösung der Folgeprobleme von zuviel Komplexität. Und das Vereinbarkeitsproblem ist in erster Linie ein Problem der Überkomplexität von Lebensaufgaben. Für hochgebildete Frauen und Männer, so könnte man dann – in der Sprache der Haushalts-Ökonomie – argumentieren, ist die Lebenszeit viel zu teuer um sie mit einer so schlecht bezahlten Tätigkeit wie Mutter und Hausfrau oder Vater und Hausmann auszufüllen. Es ist also – in letzter Konsequenz – denkbar, dass die zukünftige Generation der Führungselite in den westlichen Ländern keine eigenen Kinder mehr bekommt. Sie wäre von der Reproduktionsaufgabe entlastet, die von jenen wahrgenommen würde, die sich keinen langfristigen Bildungsanstrengungen unterziehen wollen (oder können). Das ist gerade dann nicht unwahrscheinlich, wenn sich in der Bildungselite Gleichheit zwischen den Geschlechtern durchsetzen würde. Beide Partner, Mann und Frau, könnten sich dann ganz auf die Karriere konzentrieren.

Man mag angesichts eines solchen Szenarios ein starkes Unbehagen spüren, und vielleicht ist seine Realisierung auch nicht sehr wahrscheinlich. Negative Szenarien dieser Art dienen in der Zukunftsforschung ohnehin nicht in erster Linie als Vorhersage, sondern eher als Warnung vor einer unerwünschten Entwicklung, und sie erfüllen ihren Zweck gerade dann, wenn sie sich in der Zukunft nicht als zutreffend erweisen. Das Szenario ist aber nicht ganz aus der Luft gegriffen, die Gefahr wird bereits gesehen: Zunehmend gilt es als sozialpolitisches Problem, wenn Akademiker häufiger kinderlos bleiben, während Paare mit einfachen Schulabschlüssen weiterhin in der Regel zwei oder auch drei Kinder bekommen. Noch wird es nicht offen

8 Hochschild, Love and Gold, in: The Commercialization of Intimacy.

ausgesprochen, aber vielleicht entzündet sich bald eine Debatte darüber, was es bedeuten würde, wenn „die Elite“ keine Kinder mehr bekäme oder dauerhaft weniger als die anderen. Die Politik stellt bereits Überlegungen an, wie der Anreiz für die Bildungselite, Kinder zu bekommen, gesteigert werden könnte, etwa mit neuen steuerlichen Absetzmöglichkeiten für Kinderbetreuung im eigenen Haushalt oder dem vor kurzem eingeführten Elterngeld, das ja ausdrücklich als „Lohnersatzleistung“ deklariert wurde (Wer vor der Elternzeit mehr verdient hat, bekommt auch ein höheres Elterngeld).

Die Zukunftsspekulationen lassen sich aber noch einen Schritt weiter treiben, in Richtung Professionalisierung der Elternrolle. Wenn einerseits die Bildungselite zu wenig Zeit für Familie findet, andererseits die Ansprüche an Elternkompetenz immer weiter hochgeschraubt werden, könnte sich allmählich ein Ausbildungssystem für Eltern durchsetzen, und schließlich wäre Elternschaft zu einem spezialisierten Beruf geworden, den man nicht „mal so nebenher“ ausüben kann. Am Ende stünde deshalb, in einem letzten Szenario, Elternschaft als hochqualifizierter Beruf. Wir hätten es dann möglicherweise mit einem differenzierten professionalisierten Berufsfeld zu tun, mit zahlreichen Spezialberufen und vielfältigen Verbindungen zum Gesundheits- und zum Erziehungssystem: gut getestete Samenspender, Spezialistinnen fürs Gebären („Leih-Mütter“), genetisch getestet und gut überwacht; vielleicht ein neuer, professioneller Ammentypus, Spezialistinnen für Baby-Pflege, für die Betreuung und Erziehung in Kindergarten und Vorschule, pädagogisch examiniert; Spezialisten für die Zeitorganisation in Familien, mit einem BA-Titel Bachelor of Arts for Domestic Time Management.

Das Ganze erinnert nun vielleicht doch allzu sehr an Science Fiction. Deshalb nochmals zurück zur Ausgangsfrage und dem Versuch einer realitätsnäheren Einschätzung: Was wird sich in nächster Zeit durchsetzen: Feminisierung, Herstellung von Egalität oder Re-Patriarchalisierung? Bezieht man diese Frage auf die Strukturen sozialer Schichtung, so lässt sich festhalten: Das Egalitätsmodell hat sich vor allem in den gebildeten Mittelschichten durchgesetzt. Diese rekrutierten sich im Zuge der Bildungsexpansion zu einem erheblichen Anteil aus sozialen Aufsteigern, die das Gleichheitsideal besonders favorisierten. Vor allem im Diskurs hat diese Bildungsschicht eine gewisse Hegemonie erreicht, und sie wird vermutlich weiter an der Durchsetzung des Gleichheitsmodells arbeiten, in den öffentlichen Debatten, vor allem bezogen auf die Durchsetzung von Gleichheit bei der Erwerbsarbeit.

Der Feminismus und die Bildungsexpansion haben in den 1970er Jahren die Weichen in Richtung Feminisierung gestellt, und die neueren Entwicklungen im Bildungssystem und im politischen Raum geben zur Zeit wenig Hinweise für eine Richtungsänderung. Das weitgehend konsensuelle Ziel ist die weitere Angleichung der Anteile von Männern und Frauen vor allem in den höheren Rängen der Berufshierarchie.

Bei den angesprochenen Re-Patriarchalisierungstendenzen stellt sich die Frage, ob sie stark genug sind. Entsprechende Zweifel sind insbesondere in Bezug auf die unteren Schichten angebracht. Ein neues Macho-Gehabe dürfte es schwer haben, auch wenn hier noch nicht alles entschieden ist. Junge Männer „mit Migrationshintergrund“, wie man heute sagt, werden das patriarchale Feld vielleicht nicht kampflos räumen – man fragt sich aber, was passiert, wenn sie im Bildungssystem immer mehr „abgehängt“ werden.

Ich vermute, für die Durchsetzungschancen eines erneuerten Patriarchalismus wird die Entwicklung in den mittleren und oberen Schichten wichtiger sein. Der aufgeklärte, modernisierte Patriarchalismus wird bereit sein, Kompromisse mit Frauen einzugehen, wird im Diskurs zur Egalität tendieren, wird Quotierungen akzeptieren, offene Konflikte mit Gleichstellungsbeauftragten vermeiden, usw. – wird aber vielleicht, je nach Entwicklung der Genetik und Gehirnforschung, darauf hinweisen, dass Frauen unbestreitbare Vorzüge bezüglich Emotionsarbeit oder Kommunikationsfähigkeit hätten, aber vielleicht doch nicht ganz so entscheidungsfreudig und durchsetzungsfähig seien wie Männer, oder sie werden die Kinderlosigkeit in den Akademikerschichten beklagen, natürlich ohne explizite Schuldzuweisung an die Frauen, aber mit einer hintergründigen Erwartung, dass die Frauen sich ein wenig mehr für dieses Problem verantwortlich fühlen.

Das Feld der Geschlechterbeziehungen wird wohl weiterhin ein subtiles Kampffeld bleiben. Subtil auch deshalb, weil das Verhältnis von Mann und Frau in Paarbeziehungen etwas anders strukturiert und reguliert ist als in der öffentlichen Sphäre. Während in der öffentlichen Sphäre Männer und Frauen sich quasi als zwei Großgruppen gegenüberstehen, als „Geschlechterklassen“ (Goffman), die um Gerechtigkeit und „Gleichstellung“ im Feld der Erwerbsarbeit kämpfen, wird das Geschlechterverhältnis in der Privatsphäre durch die paarweise Verbindung, und damit durch Liebe und Erotik, Solidarität und Partnerschaftlichkeit (manchmal natürlich auch durch entsprechende Konflikte), geprägt. Dadurch können Begriffe wie „Gleichheit“ oder „Macht“ oder „Gerechtigkeit“ in den beiden Sphären ganz unterschiedliche Bedeutung erhalten.

Doch es gibt auch Interferenzen zwischen den beiden Ebenen, d.h. Prinzipien der einen Sphäre können in der anderen Sphäre wirksam werden und die dort vorherrschenden Prinzipien überlagern und modifizieren. So kann etwa das heterosexuelle Paar durch den Geschlechterdualismus, den es bei jedem öffentlichen Auftritt veranschaulicht, die Geschlechterordnung stützen. Die Präsenz des Paares vor Publikum hebt die Differenz zwischen den Geschlechtern hervor und betont die Zweigeschlechtlichkeit. Zum Beispiel kann der meist vorhandene Größenunterschied zwischen Mann und Frau in Paarbeziehungen als „Beleg“, als ständige Erinnerung dafür dienen, dass Frauen generell kleiner sind – oder sein sollten? – als Männer. So lange das Paar in diesem Sinn asymmetrisch visualisiert wird, wie es vielfach immer noch – in der Werbung, in Heiratsbroschüren oder in TV-Soaps – der Fall ist, so lange stützt das (private) Modell des Paares (öffentliche) patriarchale Strukturen. Andererseits kann das Paar den Geschlechterkampf entschärfen, indem es sich als Einheit definiert und präsentiert. Fragen, bei denen es im öffentlichen Bereich Spannungen zwischen den Geschlechterklassen gibt, wie etwa bei der Gleichstellungsthematik, lassen sich im Rahmen der Paarbeziehung oft viel leichter abbauen. Das alte eheliche Komplementaritätsmodell und das Aufopferungsmodell der ehelichen Liebesbeziehung waren insofern konkurrenzvermeidend oder –entschärfend.

Auf der anderen Seite dringen zunehmend Werte der öffentlichen Sphäre in die Paarbeziehung ein, je mehr sie sich dem Modell der partnerschaftlichen Liebe, annähert. Der Individualismus oder Mechanismen der Konkurrenz können sich dann stärker bemerkbar machen, und in gewisser Weise



entsteht in individualisierten Paarbeziehungen eine Art Verhandlungsmoral nach dem Vorbild von Tarifaueinandersetzungen. So werden Strukturen der gesellschaftlichen und politischen Kämpfe der öffentlichen Sphäre auch in die Paarbeziehung getragen, wo sie sich mit den alten Ritualen des Geschlechterkampfes von Liebe und Macht auf unberechenbare Weise vermischen können.

Unter patriarchalen Vorzeichen konnte die Aufopferung der Frau für die Familie und den Ehemann leicht unter Berufung auf Liebe gerechtfertigt werden, von beiden Seiten. Und die Macht des Mannes konnte als freiwillige Unterwerfung der Frau definiert werden. Diese Zeiten sind vorerst vorbei.

Die Paarbeziehung ist – insbesondere in Form des Modells der Partnerschaftlichkeit – heute dabei, sich stärker an Wertvorstellungen zu orientieren, die in der politischen Sphäre wichtig sind: Individualismus, Gleichheit, Gerechtigkeit, Rationalität, Verhandlungslogik. Die Paare handeln sich dadurch aber auch neue Probleme ein, wie Konkurrenz, Autonomiebestrebungen, Tendenzen der rationalistischen Berechnung in Bezug auf Gerechtigkeit. Die Liebe gerät unter Rationalisierungs- und Individualisierungsdruck. Aber sie wird daran vermutlich nicht zerbrechen.

#### Weiterlesen:

Beck, Ulrich / Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg., 1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Burkart, Günter (2006): Zaudernde Männer, zweifelnde Frauen, zögernde Paare: Wer ist schuld an der - Kinderlosigkeit? In: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hrsg.): Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt/M.: Campus, S. 111-135

Burkart, Günter (2007a): Eine Kultur des Zweifels: Kinderlosigkeit und die Zukunft der Familie. In: --- Dirk Konietzka / Manuela Kreyenfeld (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 401-423

Burkart, Günter (2007b): Das modernisierte Patriarchat. Neue Väter und alte Probleme. WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 4, 1, 82-91

Burkart, Günter (2008): Subjekt und Sexualität bei Giddens und Foucault. In: Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, 2006. Frankfurt/M.: Campus

Burkart, Günter (2009a): Familiensoziologie. Konstanz: Universitätsverlag

Burkart, Günter (2009b): Einblicke in die Zukunft der Familie. In: Ders. (Hrsg.): Die Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Opladen: B. Budrich, S. 5-240

Florida, Richard (2002): The rise of the creative class. New York: Basic Books

Giddens, Anthony (1993): Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Fischer

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M.: Campus

Hochschild, Arlie (1990): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/M.: Campus

Hochschild, Arlie R. (2003): The commercialization of intimate life: Notes from home and work, Berkeley: University of California Press

Koppetsch, Cornelia / Günter Burkart, unter Mitarbeit von Maja S. Maier (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich. Konstanz: Universitätsverlag

Maier, Maja S. (2009): Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft. In: Günter Burkart (Hrsg.): Die Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Leverkusen: B. Budrich, S. 191-206

Siebter Familienbericht (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Sieder, Reinhard (2008): Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Stuttgart: Klett-Cotta